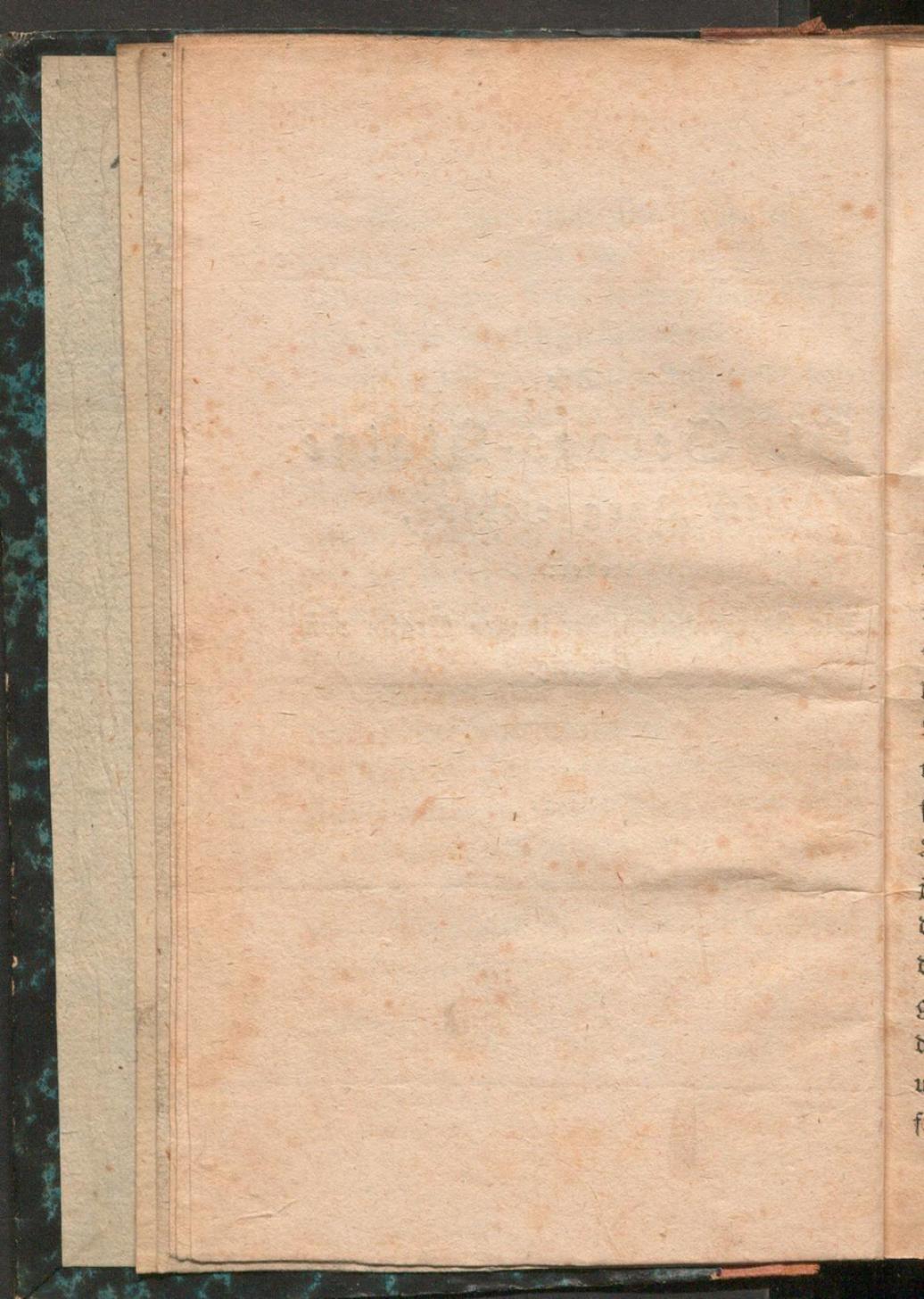


Die
St. Georgs-Statue
im Burggewölbe,

oder:

Die Begebenheiten der jungen Gräfin von
Hallwig.



Erstes Kapitel.

Die Ritterburg.

Im grauen Alterthume erhob im Kanton Ury in der Schweiz eine stattliche Burg ihre mit bunten Fähnchen geschmückten Thürme hoch empor; man konnte von ihnen den mit ewigem Schnee bedeckten St. Gotthard, und dann weit hinaus in die herrliche Gebirgsgegend sehen, von welcher ansehnliche Ländereien zu dem Banner dieses Herrnsitzes gehörten. Schon früher sollte hier ein ansehnliches Geschlecht gehauset haben, welches zum Schutze der Tugend und Unschuld, und zur Strafe der, in jenen kriegerischen Fehdezeiten weit um sich greisenden Laster einen Ritterverein unter dem Namen der St. Georgenbund errichtet hatte, dessen Mitglieder streng auf Recht und Menschlichkeit hielten, die Nothleidenden wohlthätig in Schutz nahmen, und so den Unterdrückern und Raubrittern da einen furchtbaren Damm entgegen stellten, wo sie zu frech,

sich gegen die leidende Menschheit versündigen wollten. Obwol zu der Zeit, in welche diese Geschichte fällt, von diesem Bunde nichts mehr übrig war, so hatte die Feste doch noch den Namen die Georgsburg beibehalten, und in einem hohen unterirdischen Gewölbe stand noch die steinerne Statue des Ritters Georg, bei welcher ehemals die jungen Ritter nach mannichfachen Proben ihres Muthes und Biederfinnes aufgenommen worden waren. Die Nachkommen hatten es sich zur Pflicht gemacht, dort eine ewige Lampe zu unterhalten, deren matter Schein die umherstehenden, mit Waffen und Siegeszeichen verzierten Sarkophage der Helden dieses Hauses beleuchtete.

Da dieser Ort an und für sich schon etwas Feierliches an sich hatte, wodurch sich das Herz mächtig ergriffen, und bei dem Anblicke der Todtenbilder umher zur Andacht gestimmt fühlte, so war es die Gewohnheit der Burgherren gewesen, sich bei wichtigen Angelegenheiten hierher zu begeben, um den Beistand des Schutzheiligen ihres Geschlechtes zu erlehen; doch der Besitzer, von dem eigentlich diese Geschichte ausgeht, Ritter Kuno, war ein rauher Mann, dessen Herz zwar für Recht und

Billigkeit warm fühlte, der aber zu sehr in Jagden und Zechgelagen seine Zerstreuung fand, als daß sich eine sanftere Stimmung seines besseren Ichs hätte bemächtigen können.

Um das Innere seines Hauswesens bekümmerte er sich gar wenig, denn er wußte wol, daß dieses Geschäft seiner würdigen Hausfrau *Benigna* anvertraut werden könne — ihm genügte, wenn er Rosse tummeln, die Hunde durch die Gehölze hegen, oder zum Zeitvertreib mit seinen Waffen- und Zechbrüdern sich herumbalgen konnte, bei welchen Vergnügungen oft dieser oder jener blutige Beulen davon trug.

Frau *Benigna* sah wol ein, daß sie das wüßte und tolle Treiben ihres Eheherrn nicht hindern könne, sie fügte sich in frommer Geduld in ihr Schicksal, und liebte den mannhafsten Ritter *Kuno* doch recht herzlich; denn wenn sein Gemüth ruhiger war, und er traulich an ihrer Seite saß, war er auch sehr gemüthlich, und zeigte ihr, daß sie, seine Vergnügungen ausgenommen, ihm das Liebste in der Welt sei. Was *Kuno* an der Gewohnheit seiner Vorfahren versäumte, brachte die gute *Benigna* um so fleißiger in Ausübung, denn

so oft ihr Eheherr auf die Jagd, oder zu einer Fehde zog, begab sie sich in die Kapelle der Burg, wo sie Gott inständig um Glück und Segen für ihr Haus anflehte, und von da ging sie jedesmal in das unterirdische Gewölbe, wo sie sich abermal vor der Statue des heiligen Georgs niederwarf, und ihn um seine mächtige Fürsprache bei Gott anflehte, ihren Gemahl vor Unglück zu bewahren.

Alle Burgbewohner so wie alle Unterthanen liebten die gute sanfte Herrin mit aufrichtigem Herzen, denn sie that Gutes wo sie nur konnte; kein Nothleidender ging ungetröstet von dannen, kein Armer sprach sie vergebens um ihren mildthätigen Beistand an. — Recht zufrieden hätte die gute Frau leben können, wenn nicht ein Umstand die Ruhe ihres Herzens getrübt hätte — sie wußte, wie sehr sich Ritter Kuno nach einem dereinstigen Erben seines Besitztumes sehne, und doch blieb ihr frommes Gebet um einen Leibeserben schon durch mehr als fünf Jahre unerhört; hätte ihr ahnden können, welche Folgen die Erhörnung ihres Wunsches haben würde, so hätte sie sich gewiß duldsamer in ihr Schicksal gefügt. — Aber mit weiser Verzicht hat der Ewige die Zukunft vor den Augen der Menschen

verborgen. — Selbst der Glückliche würde im höchsten Genusse seines Wohllebens erzittern, wenn er voraussehen könnte, daß auch nur ein kleines Wölkchen seinen Freudenhimmel trüben werde — daher ist es auch eine der schönsten menschlichen Tugenden, sich in den Willen Gottes zu fügen, und in Demuth abzuwarten, was er in seiner weisen Voraussehung über uns beschlossen hat.

Benignens heißester Wunsch schien endlich in Erfüllung zu gehen, denn mit von Freude erfülltem Herzen kündete sie ihrem Gemahl an, daß sie sich Mutter fühle, und Kuno war darüber so entzückt, daß er auf der Stelle zu allen seinen Zechbrüdern sandte, sie zu einem festlichen Bankette einzuladen. Der Burgherr, dem dabei der häufig genossene Wein schon im Kopfe wirbelte, schwur, daß er aus dem Junker einen der tüchtigsten Kämpen und Jäger bilden wolle. wäre es aber ein Mädchen, schwur er mit glühender Zunge, dann sage ich meinem Weibe und meiner Besingung Väter, und treibe mich in fremden Ländern umher, denn mir ekelt vor einem Hause, dessen Name mit mir aussterben soll.

Diese Äußerung fiel freilich schwer auf Benignens Herz, sie fürchtete eine traurige Zukunft, und nur der Gedanke, daß Gott gewiß alles zum Besten lenken werde, konnte sie in ihren bangen Besorgnissen trösten.

Zweites Kapitel.

Der Eremit.

In traulichem Gespräche mit ihrem Eheherrn aß sie einst am Kamine und drehte die Spindel, während er den vollen Becher vor sich hatte. Es saß sich so gut und wohlthuend am wärmenden Feuer, da ein schrecklicher Sturmwind heulte, und den Hagel an die klirrenden Fenster schlug — da trat einer der Burgknechte ein, und berichtete, daß der alte Eremit Herrmann im düstern Gehölze nicht weit vom St. Gotthard eine Klause hatte, ganz ~~er~~arrt im Schloße angelangt sei, und inständig flehe, mit der gnädigen Herrschaft zu sprechen. Ich bin gar nicht gerne in Gesellschaft von solchen Frömmeln, fuhr Ritter Kuno im barschen Tone heraus, und schon wollte er dem Knechte den Befehl geben, ihn abzuweisen, aber der mitleidige

Blick der Hausfrau änderte seine Gesinnung, und er befahl, dem vor Kälte erstarrten Alten zunächst einen Humpen Wein zu reichen, und ihn dann, wann er sich erholt habe, in das Herrn-Gemach herauf zu führen.

Es währte nicht allzulange, so trat der ehrwürdige Greis ein, dessen Silberhaare so wie seine offene fromme Miene schon beim ersten Unblicke Ehrfurcht und Zutrauen erwecken mußte. Er hatte einen wohlverdeckten Korb bei sich, den er neben der Thüre niederstellte, und sich dann ehrerbietig näherte. — »Gottes Lohn für Eure wohlthätige und menschenfreundliche Aufnahme, sprach er: Ihr habt wohlgethan mir armen alten Manne, den bei seinen Jahren das Unwetter doppelt beugt.«

»Ja, gar so alt seid ihr eben nicht,« antwortete der Ritter.

»Freilich erst an die sechzig,« erwiederte der Eremit, »doch haben Wunden und Mühseligkeiten, die ich bei meinen Feldzügen erdulden mußte, meinen Körper siech gemacht.«

»Ihr waret also Krieger? — dann seid ihr mir um so mehr willkommen — ich lade euch zum Im-

bise bei meinem Tische ein — ihr müßt mir erzählen — setzt euch.“

„Erlaubt mir, edler Herr, Euch vorher noch um ein Werk der Menschlichkeit zu bitten, wofür Euch Gottes reicher Segen belohnen wird. Seht, ich lag vor mehreren Stunden eben im frommen Gebete auf meinen Knien, da hörte ich ausser meiner Klause ein ängstliches Gestöhne, und wie ich die Thüre öffnete, wankte ein Weib herein, welches einen Säugling an der Brust trug. — Sie war ganz erstarrt vor Kälte, ich leistete ihr Beistand, aber der Tod nagte schon an ihrem Herzen, menschliche Hülfe war nicht mehr möglich — sie konnte mir nur noch mit matter Stimme erzählen, daß sie aus edlem Geschlechte entsprossen, unverschuldet sammt ihrem Gatten Jahre lang mit Noth und Kummer rang, daß ihr Mann endlich dem Grame unterlegen sei, und sie nun hilf- und trostlos umher irre. — Sie fühle ihr nahe Ende, und bitte mich um Fürsorge für ihren Säugling *Maria*. — Ich fragte sie nach ihrem Geschlechtsnamen, aber sie bekam Zuckungen — des Todes kalte Hand ergriff sie schnell, und sie verschied in meinen Armen. — Ach du lieber Himmel, ich kann dem armen unschuldi-

gen Würmlein keinen Beistand und keine Pflege leisten, da erleuchtete mich Gott, der auch das Würmchen im Grase nicht zu Grunde gehen läßt, daß ich mich in dieses Herrenhaus wenden soll, wo schon so viele wohlthätige Handlungen ausgeübt wurden, und Ihr werdet gewiß diesem unglücklichen Geschöpfe euren Beistand nicht versagen.“

Mit diesen Worten deckte er den Korb auf, und sanft wie ein Engel schlummerte das Mädchen in demselben. Frau Benigna betrachtete es mit Thränen der Rührung, und auch des Ritters Herz war weich geworden. Die kleine Maria erwachte, Benigna überhäufte sie mit Küssen, aber die Kleine schrie nach Nahrung — die Burgfrau eilte mit ihr hinaus, um nicht ihren Herrn zu belästigen, sie suchte sogleich das Weib des Schloßwächters auf, der erst am vorigen Tag ein Säugling gestorben war, und so bekam die Kleine sogleich erquickende Nahrung.

Während nun die Hausfrau in geschäftiger Eile Alles ordnete, was nur zur Pflege des Kindes nothwendig war, ließ sich der Ritter von seinem neuen Gaste dessen Kriegsbegebenheiten erzählen, und wie er endlich, für manche gute und tapfere

That mit Undank belohnt, sich entschlossen habe, in Andacht und Einsamkeit seine noch übrigen Tage zu verleben.

Drittes Kapitel.

Das geahnete Unglück trifft ein.

Dankbar nahm Vater Herrmann von seinem freundlichen Bewirther Abschied, um sich nach dem ihm angewiesenen Nachtlager zu begeben; bevor er aber den Saal verließ, nahte er sich der Burgfrau, und bat, ob es ihm nicht erlaubt sei, noch vor dem Schlafengehen das unterirdische Gewölbe zu besuchen, in welchem, wie er gehört habe, die Statue des heiligen Ritters Georg aufgestellt sei, zu welchem Schutzpatron er seit jeher eine absonderliche herzliche Hingebung gefühlt habe — dort wünschte er noch vorher seine Andacht zu verrichten, und zugleich Gott zu danken, daß er ihm zum Besten der hilflosen kleinen Marie einen deutlichen Fingerzeig gegeben habe.

Wie hätte ihm Benigna einen solchen andächtigen Wunsch versagen können? Sie gab ihm den Schlüssel zum Gewölbe; und befahl einem

Knechte, den alten Vater mit einer Leuchte hinabzuführen. Als sie im Gewölbe angelangt waren, steckte Hermann die Fackel in einen eisernen Ring, deren mehrere an der Mauer angebracht waren, und bedeutete dem Knechte, daß er allein zu sein wünsche, um nicht in seiner Andacht gestört zu werden. Er schloß auch, sobald der Knecht sich entfernt hatte, die Thüre hinter sich zu. Beinahe zwei Stunden war der Greis in dem Gewölbe geblieben, und der Knecht, der manchmal ab und zu ging, um dem alten Manne bei seinem Herauskommen über die hohen Stufen herauf zu helfen, sagte, daß er ein seltsames Geräusche im Gewölbe vernommen habe, nicht anders als wenn Räderwerk an irgend einer Maschine in Gang gebracht worden wäre; aber niemand konnte ihm Glauben beimessen, denn es war höchst wahrscheinlich, daß er durch was immer für ein Ereigniß getäuscht worden sei.

Am andern Morgen entfernte sich Hermann, dankbar für die genossene Pflege, und wanderte wieder nach seiner Klause zurück, nachdem er der Burgfrau den Schlüssel übergeben, und versprochen hatte, seine Besuche auf dem Schlosse zu wiederholen, und sich um das Wohlsein des neuen jun-

gen Ankömmlings zu erkundigen. Frau Benigna aber hatte nun alle Hände voll zu thun, denn sie ließ sich die Wartung Mariens so angelegen sein, als ob es ihr eigenes Kind gewesen wäre. So strichen Tage, Wochen und Monde dahin, und Benigna näherte sich immer mehr der Zeit, wo sie ein eigenes Pfand ihrer Liebe an das zärtliche Mutterherz zu drücken hoffte. Eine bedeutend eingetretene Schwäche schien ihr eben keine glückliche Zukunft zu versprechen, aber sie setzte ihr ganzes Vertrauen in Gott, und legte so ihr Schicksal in die Hände des allgütigen Vaters.

Die eben so gefürchtete als gewünschte Stunde nahte heran, und Benigna drückte bald im zärtlichsten Muttergeföhle ein lebenswürdiges Mädchen an ihre Brust.

Ritter Kuno war nicht zu Hause gewesen, er schwelgte eben auf einer nahen Ritterburg bei dem Zechgelage seiner Waffenbrüder. Ein Eilbote brachte ihm die Nachricht, aber es war keine Freudenpost für ihn, denn kaum hörte er, daß er in seiner Hoffnung getäuscht worden sei, einen Stammhalter zu bekommen, als die höchste Wuth in seiner Brust aufflammte: »Ich will von meiner Heimath

nichts mehr wissen,“ rief er zähneknirschend, das habe ich schon einmal beschworen, man saddle mir meinen Gaul, und Ihr, wackerer Freund, erlaubt mir von Eurem Burggeistlichen ein Paar Zeilen an mein Weib schreiben zu lassen.“ — Vergebens bemüheten sich alle Anwesenden, ihm sein Unrecht vorzustellen, und ihn auf andere Gesinnungen zu bringen, allein wenn Ritter Kuno einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so war er auch durch nichts in der Welt mehr davon abzubringen. — Der Brief war geschrieben und dem Boten übergeben, das Roß war gesattelt. Rasch schwang sich Kuno hinauf, und sprengte mit verhängten Zügeln fort im grausen Dunkel der Nacht.

Der Bote kam mit dem Schreiben zurück, da aber Benigna eben schlummerte, so übernahm es der Burgvogt, und weil es kein Siegel hatte, so konnte er seiner Neugierde nicht widerstehen, es zu lesen. Das war sehr wol gethan — denn nachdem Kuno unter vielen, freilich äußerst ungerechten Vorwürfen Benignen seinen Entschluß bekannt machte, so würde diese Schreckenspost den nachtheiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit gehabt haben. Er verschwieg ihr daher den ganzen Hergang, und

und gab vor, der Ritter habe in wichtigen Angelegenheiten verreisen müssen, und werde erst in mehreren Tagen zurückkehren. Nach der Hand gab er vor, es sei Nachricht gekommen, daß Kuno auf Befehl des Kaisers nach dessen Hoflager habe reisen müssen, und so suchte er die gute arme Frau so lange von der Enthüllung ihres traurigen Zustandes hinzuhalten, bis, da sie sehr schwächlich geworden war, ihre wiederkehrenden Kräfte erlauben würden, einen so harten Schlag des Schicksals zu ertragen.

Allmählich besserte sich Benignens Zustand, allein der Hausarzt gestattete dem ohngeachtet nicht, ihr Kind selbst zu säugen, weil sie wirklich viel zu schwach dazu war, und es wurde daher aus dem nahen Dorfe das Weib eines Insassen dazu nach der Burg berufen. Je mehr es sich mit Benignens Gesundheit besserte, und je freier auch ihr Geist wieder wirken konnte, desto lebhafter erwachte auch die Erinnerung an ihren Gatten — eine dunkle Ahnung durchbebte ihre Seele, sie mußte das Vorgefallene endlich doch erfahren, doch mit dem mildernden Trost des Burgvogtes, daß der Ritter, wenn er seinen Unmuth verbrauset, und zur besseren Besinnung gelangen würde, gewiß wieder in die Arme

seiner Angehörigen zurückkehren werde. So schwach auch dieser Trost war, so bewirkte er doch wenigstens so viel, daß der Gram die arme schuldlose Gattin nicht ganz zu Boden beugte. Die Religion, welche so tief ihrem Herzen eingeprägt war, und welche uns eine gänzliche Ergebung in den Willen Gottes lehrt, stand ihr bei, ihre unverdienten Leiden zu ertragen. Sobald ihr daher gestattet war, sich in die freie Luft zu wagen, war ihr erster Gang nach der Hauskapelle, wo sie sich an den Stufen des heiligen Altares niederwarf, und Gott dem Allmächtigen nicht nur für ihre und ihres Kindes Erhaltung dankte, sondern auch aus dem Innersten ihres Herzens um den ferneren Schutz des Allmächtigen flehte. »O du, mein allgütiger Vater, betete sie, der du mich am Rande des Grabes erhalten hast, spende noch ferner auf mich und mein ganzes Haus deine unendliche Gnade, wache über das Haupt meines verblendeten Gatten, und gib, daß die Stimme der Pflicht und Menschlichkeit wieder in sein Herz zurückkehre — bringe ihn wieder den Seinen zurück, und gib nicht zu, daß so gewaltsam die Bande der Natur zerrissen werden. Segne auch das arme Kind, das so unverschuldet die zärtliche Vor-

sorge und die Liebkosungen des Vaters entbehren soll, und gib, daß in ihm der Keim zur Tugend tiefe Wurzeln fasse, damit es stets deiner unendlichen Barmherzigkeit würdig bleibe.«

Neu gestärkt durch dieses fromme Gebet, trat sie ihren zweiten Weg nach dem unterirdischen Gewölbe an, und auch hier wiederholte sie vor der Statue des heiligen Georg ihre herzlichen Bitten und kehrte gestärkt und getröstet nach ihrem Gemache zurück.

Leider war aber ihre Hoffnung auf die Rückkehr des Gatten vergebens — er hatte sich, nachdem er mehrere Länder durchstreift hatte, an den Hof eines mächtigen Fürsten begeben, wo stets die üppigsten Feste wechselten; verprasste dort Geld und Gesundheit, ohne je wieder an die Hinterlassenen zu denken, welche doch so gegründete Ansprüche auf sein Herz hatten.

Viertes Kapitel.

Die Jugendjahre.

Gleich den Wellen des Stromes fließt ein Jahr nach dem andern in ununterbrochener Reihe dahin und entschwindet, und dennoch sehnen wir uns

oft nach einer späteren Zeit, ohne zu bedenken, daß jeder entfliehende Augenblick uns dem Lebensende näher führt. Benigna, welche nach und nach immer genauer von dem Thun und Treiben ihres Gatten unterrichtet wurde, betrachtete sich als Witwe, und verwandte nun ihre ganze Zeit so wie ihre Liebe auf die Erziehung der beiden Mädchen. Maria und Isabella, so hieß Benignens Tochter, blühten voll jugendlicher Reize heran — was hier die Natur mit verschwenderischen Gaben ausgetheilt hatte, suchte die sorgsame Mutter noch mehr durch Geistesbildung zu erhöhen und zu verschönern. Ihnen die reinsten Begriffe der Religion einzuprägen, ihre Herzen zur wahren Andacht und Liebe zu Gott zu stimmen, war Benignens vorzüglichstes Geschäft, doch sollten sie darum auch in andern nützlichen Dingen nicht vernachlässiget werden, welche zum gesellschaftlichen Leben der feinen Welt erforderlich sind. Ungeachtet dessen schienen doch die mütterlichen Lehren nicht gleich starke Wurzeln zu fassen. Isabella hatte des Vaters rasches Temperament geerbt — alles machte auf sie schnellen Eindruck, der aber auch eben so schnell wieder verwischt war; gleich dem Schmetterlinge flatterte sie

von Blume zu Blume, und schien nur dem Vergnügen zu leben — auch konnte man jetzt schon hier und da die Spur verborgner Bosheit ahnen, während *Mari e* sich stets still und ruhig betrug, eine lehrreiche Erzählung jedem rauschenden Vergnügen vorzog, und mit unerschütterlicher Anhänglichkeit der geliebten Pflegemutter ergeben war.

Fräulein *Isabellen*, als der einzigen rechtmäßigen Erbin und künftigen Herrin der Umgegend wurde von Allen mit Ehrerbietung begegnet, aber gerade diese Ehrerbietung, dieses schüchterne Zurückziehen bei ihren Launen, dieses geflissentliche Schweigen bei ihren immer mehr und mehr überhand nehmenden Unarten, nährte nur den verderblichen Keim, der bereits in ihrem Innern verborgen lag, und es bedurfte nur einer Gelegenheit, daß dieser tiefere Wurzeln fassen und zur vollen Reife gedeihen konnte. Vor der Mutter mußte sie ihre tadelhaften Neigungen auf das sorgfältigste zu verbergen; da war sie fromm, still und sittsam, und wer würde es auch gewagt haben, durch irgend eine Entdeckung, das ohnehin hart verwundete Mutterherz zu kränken. — Sie wird mit den Jahren schon klüger werden, war die allgemeine Stimme des Burggesindes, und so

suchten sie oft selbst ihren eignen Unmuth zu beschwichtigen. Wie schädlich solch eine unzeitige Nachsicht ist, haben uns tausend Erfahrungen gelehrt — ein solches jugendliches Herz gleicht einem Garten, in welchem der sorglose Gärtner das Unkraut so lange überhand nehmen läßt, bis es nicht mehr ausgerottet werden kann, mithin auch die übrigen besseren Pflanzen zu Grunde gehen müssen.

Wie ganz anders verhielt es sich mit Marien. Die Natur hatte den Keim zu allem Guten in ihr Herz gelegt, und ihre eigne Vernunft war der beste Rathgeber, dasselbe gehörig auszubilden. Mit ungemeiner Wißbegierde hörte sie Benignens mütterliche Lehren an, und prägte diese, besonders Gottesfurcht und unbegrenzte Liebe zu dem Urheber alles Guten tief ihrem jugendlichen Herzen ein — oft weilte sie Stundenlange bei ihrer gewesenen Amme, und hörte ihr zu, wenn sie ihr lehrreiche Geschichten von Mädchen erzählte, welche ihrer Sittsamkeit und Tugend wegen von dem allgütigen Gott mit reichlichem Segen belohnt wurden. Ein Freudentag war es aber allemal für sie, wenn der alte Vater Herrmann im Schlosse einsprach, der wußte ihr von der Natur und ihren Wundern, und

von der Geschichte der Welt so viel des Schönen und Guten zu erzählen, daß sie nicht aufmerksam genug sein konnte, um all das Schöne zu fassen; da ihn ihre Wißbegierde freute, und er sich mit jedem Besuch für seine Mühe mehr belohnt sah, so sprach er nun öfters im Schlosse ein, und ertheilte ihr Unterricht im Lesen und Schreiben. Auch der Burg-Geistliche hatte seine Freude über die Fortschritte, welche die fromme Marie in der Religion machte, und lehrte sie Harfen spielen — von Benigna selbst erhielt sie Unterricht im Nähen und Sticken und andern weiblichen Arbeiten. Statt wie Isabella, in ihren freien Stunden im Garten zügellos herumzuspringen, pflegte sie sorgfältig ihrer Blumen und der Kräuter, mit deren heilsamen Wirkungen sie Vater Hermann bekannt gemacht hatte — oder sie begab sich in die Küche, Waschkammer und die Meierei, merkte dort genau auf alles auf, und legte oft selbst mit Hand an. — Ihr größtes Vergnügen war, wenn sie mit Erlaubniß der Mutter, so nannte sie die Burgfrau, den Arbeitsleuten auf dem Felde Trunk und Nahrung, oder wohl gar irgend einem Kranken vom Schlosse aus Arznei bringen konnte, welche die Burgfrau selbst verfertigte, da

erschien sie wie ein tröstender Engel, und ärtete des Dankes und Segens so viel, daß ihr Herz darüber vor Freude hüpfte. Alles liebte sie, und bedauerte nur im Geheim, daß nicht Marie ihre künftige Gebieterin sein könne.

Es war sehr natürlich, daß Isabella diese allgemeine Achtung und Liebe nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnte. — Mit dem reifer werdenden Verstande lernte sie immer mehr die slavische Furcht kennen, welche man ihr als Ehrerbietung aufsticht — sie sehnte sich nach Herzlichkeit, und war zu stolz, sich solche zu gewinnen — sie konnte daher nichts anders, als ihre Nebenbuhlerin beneiden, und ihr daher von Zeit zu Zeit immer mehr gram werden. Ihrer Geburt und künftigen Größe eingedenk, fühlte sich auch ihr Stolz beleidigt, sie begann Marien zu hassen, und ließ ihr dies, da sie noch zu sehr im Saume gehalten wurde, durch hundert kleine Neckereien fühlen, welche Marie geduldig ertrug, wohl oft darüber im Stillen weinte, aber nie auch nur die kleinste Klage vernehmen ließ. Je mehr sich Isabella bemühte, ihre Feindin zu kränken, desto mehr gewann diese durch ihr sanftes Dulden bei den übrigen, und so

arbeitete die boshafte Isabella immer mehr ihrem eignen Vortheile entgegen.

Eines Tages, als Marie besonders aufmerksam und fleißig bei dem Unterrichte des Vaters Herrmann gewesen war, drückte sie dieser liebevoll an sein Herz. »Mein gutes Kind, sprach er: ich habe dir eine kleine Freude zgedacht — sieh, hier bringe ich dir eine kleine silberne Statue des heiligen Ritters Georg, wie solche in dem Gewölbe dieser Burg zu sehen ist, und vor welchen du schon oft dein frommes Gebet verrichtetest, sie ist wirklich kunstreich gearbeitet, und ich weiß, daß du eine rechte Freude daran haben wirst, weil du nun den heiligen Schutzpatron dieses Schlosses immer vor Augen haben kannst; doch merke nun wohl auf, was ich dir sage, und dir auf dein Gewissen strenge einbinde. Du siehst rückwärts ein großes adeliges Siegel mit Helm und Wappen, welches nicht ohne Ursache hier angebracht ist. Gelobe mir in meine Hand, dieses Siegel nicht eher abzunehmen, als bis du dein zwanzigstes Jahr erreicht hast. Ich werde zwar bis dahin nicht mehr leben, dann aber suche in dem Hospitale am St. Gotthart den ehrwürdigen Bruder Anselm auf, und öffne es in

feiner Gegenwart, forsche weiter um nichts, die Zukunft wird dich des Weiteren belehren.«

Marie versprach pünktlich Folge zu leisten, sie fragte, ob sie die kleine Statue zeigen dürfe. »Niemanden, als der Burgfrau selbst, und da nur, wenn du mit ihr allein bist, denn die Sache muß strenges Geheimniß bleiben.« Sobald Vater Hermann sich wieder entfernt hatte, eilte Marie zu Benignen, und theilte ihr das Vorgefallene mit. Diese konnte die schöne Arbeit an der Statue nicht genug bewundern, sie sah ein, daß hier ein großes Geheimniß verborgen sein müsse, und rieth daher Marien, ja des Gebotes vom Vater Hermann stets eingedenk zu sein. — Marie hatte mit diesem Geschenke die höchste Freude, sie verbarg es sorgfältig vor aller Augen in ihrem Schranke, wenn sie aber Abends allein war, da holte sie ihr liebes Geschenk hervor, drückte es innig an ihre Lippen, und ihr Geist wandte sich gen Himmel, um den heiligen Schutzpatron um Schutz und Gnade in der Zeit der Noth anzuflehen; und wenn dann nach inbrünstigem Gebete ihr Blick wieder auf der Statue ruhete, so schien es nicht anders, als ob das Angesicht des Heiligen ihr segnend entgegen lächelte, sie

überhäufte es dann wieder mit Küffen, legte es an ein verborgenes Plätzchen, und begab sich dann so wohl- gemuth und mit innerem Seelenfrieden zur Ruhe.

Fünftes Kapitel.

Das Unglück naht mit Riesenschritten.

Es ist Gottes Wille, die Menschen hier zu prüfen, damit sie dereinst desto würdiger werden, der ihnen jenseits verheißenen Seligkeiten theilhaftig zu sein. Verzage daher nicht, liebe Leserin, wenn irgend ein Kummer dich drückt, werde nie so kleinmüthig, dem Gram, der in deinem Innern nagt, zu erliegen; je schwerer die Hand des Schicksals auf dir liegt, desto mehr hebe deinen Geist zu Gott empor, desto inbrünstiger flehe ihn um seine Gnade und Barmherzigkeit an; er ist es ja, der durch die Leiden deine Standhaftigkeit, deine fromme Ergebung in seinen göttlichen Willen prüft, er ist dir in der Zeit der Noth am nächsten, und nur von seinem göttlichen Willen wird es abhängen, mit einem Hauche die schwarzen Wolken des Unglücks zu zerstreuen — ja du wirst in den Tagen der zurückgekehrten besseren Zeit selbst einsehen, daß durch seine

unerforschliche Macht kein Unfall eintritt, der nicht auf der andern Seite wieder etwas Gutes hervorbringt, so wie der Ackermann mit dem scharfen Pflugeisen die Erde durchschneidet, damit desto besser die segensreichen Früchte wieder hervorkeimen können.

Im traulichen Gespräche saß eines Abends Frau Benigna neben ihren beiden Töchtern — der Abt des nahen Klosters hatte ihnen Tags vorher eine Bibel gesendet, welche von einem Mönche auf Pergament geschrieben, und mit Bildern von solchen hellglänzenden Farben geziert worden war, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. Benigna erklärte den Mädchen die vorkommenden Bildnisse, und so flogen die Stunden gleich Minuten dahin, da meldete das Horn die Ankunft eines Fremden, und gleich darauf berichtete ein Knappe die Ankunft des Ritters Hagemund von Finsterstein. — Dieser Name durchbebte Benigna mit Schauder, denn Hagemund war einer der wütheten Genossen ihres Gemals, und aller Orten seiner Bosheit wegen berüchtigt — der guten Frau ahnete eine traurige Botschaft.

So lieb es ihr gewesen wäre, so konnte sie doch

dem Ritter freien Eintritt nicht versagen, sie befahl daher die Zugbrücke sogleich herabzulassen, und für einen stattlichen Imbiß zu sorgen. Nicht lange darauf trat Ritter Hagemund ein; er war sehr artig, aber der ehrerbietige Blick, den er annahm, konnte doch den Schalk im Innern nicht verbergen. Er nahm Platz neben der Burgfrau, begann ein gleichgiltiges Gespräch, erkundigte sich aber nebenbei über verschiedene häusliche Verhältnisse, und vorzüglich um die beiden Mädchen, welchen er sehr viel Schönes sagte, obwol es ihnen seiner äußerst widerlichen Miene wegen sehr unwillkommen war. Da es schon ziemlich spät geworden war, und der Ritter sich noch nichts merken ließ, sondern dem vollen Becher immer weidlich zusprach, so ließ Benigna die beiden Mädchen durch die Tose zur Ruhe führen, denn sie sah sich leider nothgedrungen, dem unwillkommenen Gaste noch einige Stunden zu widmen.

»Edele Frau, begann endlich Ritter Hagemund, nachdem sie allein waren, ich danke euch recht herzlich für eure freundschaftliche Bewirthung — ach, es war wol eine Zeit, wo ich hier die frohesten Stunden meines Lebens hinbrachte — leider hat das Schicksal es anders gewollt, und leider

kann ich bei meinem ersten Besuche bei euch kein Freudenbote sein.«

»Mir ahnet ein trauriges Ereigniß, antwortete sichtbar erschüttert, Frau Benigna — doch sei es was es immer wolle, so bitte ich euch mich davon so schnell als möglich in Kenntniß zu setzen, denn ein schneller Tod ist immer wünschenswerther, als langsam auf der Folter gepeinigt zu werden.«

»So arg wird's nicht werden, liebe edle Frau, obwol anfangs der Kummer Euer Herz zerreißen wird, aber ich kenne Eure frommen Gesinnungen, und Ihr werdet gewiß süßen Trost in der Religion finden, da der Mensch überhaupt nie gegen die Fügungen des Schicksals murren soll.«

»Ihr sucht mich auf das Ärgste vorzubereiten, gebt mir den Todesstoß, ich bin gefaßt darauf.«

»Euer Gemal — «

»Mein Gott! Ist ihm ein Unglück begegnet?«

»Ja wol — er bekam Streit mit einem Ritter aus Dänemark. Beide waren vom Weine berauscht — sie forderten sich zum Kampfe auf Leben und Tod, Ritterehre gestattete es nicht mehr, dieser öffentlich geschehenen Ausforderung auszuweichen, der Kampf begann und Euer Gemal, auf dessen Seite wirklich

das Unrecht war, erhielt eine tödtliche Wunde — noch fand er Zeit seinen letzten Willen aufzusetzen, und starb nach wenigen Stunden darauf.“

»O das ist zu viel, das ist zu viel,« schrie Frau Benigna im höchsten Jammer, und sank, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, zu Boden. Ritter Hagemund rief die Dienerschaft herbei. Die Frauen brachten die Ohnmächtige zu Bette, der Arzt wurde herbeigerufen, und befahl, augenblicklich eine Ader zu öffnen; doch der Schmerz hatte zu sehr auf ihre Nerven gewirkt, und so blieb durch einige Tage ihr Leben zweifelhaft; bis endlich die Kenntniß des Arztes mit der sorgfältigsten Pflege, wobei Marie sich vorzüglich auszeichnete, der Natur zu Hilfe kam, und die bereits ausgestreckte Hand des Todes wieder zurückbeugte. Nach und nach gewann Benigna wieder so viele Kräfte, daß ihr der Arzt erlaubte, ihr Lager zu verlassen. Ihr erster Gang war mit ihren beiden Kindern nach der Burgkapelle, wo sie sich an den Stufen des Altars niederwarf, und für das Seelenheil ihres in Unmuth gegen sie verstorbenen Gatten betete. »Ach nur einmal, nur noch einmal hätte ich ihn zu sehen gewünscht; wenn es mir nur vergönnt gewesen wäre, ihm das sterbende Auge

zuzubringen, gewiß er würde sich in der wichtigen Stunde des Dahinscheidens mit mir ausgesöhnt haben — doch der Mensch darf nicht gegen die Fügungen des Schicksals murren, so will ich mich denn auch in frommer Duldung in den Willen des Herrn fügen, und nur bitten, daß Gott in die Waagschale des Verbliebenen nicht seine Thaten, sondern seine unendliche Barmherzigkeit lege, und ihn der Seligkeit in jener Welt theilhaftig werden lasse.“

Noch lange kniete sie im andächtigen herzerhebenden Gebete, dann wollte sie sich auch noch zur Statue des heiligen Georgs führen lassen, aber ihre ohnehin noch nicht zurückgekehrten Kräfte hatten zu sehr durch diese Anstrengung gelitten, und sie mußte daher nach ihrem Gemache zurückgebracht werden. Schon unter Weges staunte sie, mehrere fremde Gesichter in der Burg zu sehen, als sie sich daher in etwas erholet hatte, berief sie den Vogt zu sich, um sich Aufschluß geben zu lassen, was denn während ihrer Krankheit vorgefallen sei.

»Ach, edle Frau! begann der Alte mit Thränen in den Augen, während Eurer Krankheit haben sich gar seltsame Dinge bei uns ereignet. — Ritter Hagemund hat uns erst vor wenigen Stunden

verlassen, und wird gegen Abend wiederkehren, denn nach dem letzten Willen unsers verstorbenen Gebieters ist nun er im ganzen Besizthume Herr geworden, und schaltet darinnen auch nach Belieben — mehrere treue Diener, welche ihm wegen ihrer Anhänglichkeit gegen Euch bekannt waren, hat er bereits ihres Dienstes entlassen, und ihre Stellen mit seinen Kreaturen besetzt. Ach, liebe edle Frau, warum habe ich nicht früher mein Haupt zur Ruhe legen können, um all den Jammer nicht mit ansehen zu müssen? Glaubet mir, es wird nimmer gut sich enden, denn Herr Hagemund ist als ein böser, habfüchtiger Mensch allgemein bekannt, und wir Alle bedauern nur Euch und die armen Fräulein, welche bei Gott ein so hartes Schicksal nicht verdient haben.*

Der gute Alte konnte vor Schluchzen gar nicht weiter sprechen, und heiße Thränen rollten auch über Benignens Wangen. Die beiden Mädchen kamen von ohngefähr in das Gemach, die gute Mutter drückte sie innig an ihr Herz, und hob ihren Blick zum Himmel, um von dort Schutz für diese unschuldigen Geschöpfe zu erflehen.

Gegen Abend kam Ritter Hagemund zurück,

und begab sich sogleich in das Gemach der Burg-
 frau. — „Wahrscheinlich, sprach er, werdet Ihr die
 Änderung bereits erfahren haben; hier ist der
 letzte Wille Eures Gemals, mit den Siegeln dreier
 Zeugen bekräftiget, gegen welchen sich daher nichts
 einwenden läßt. Ich bin nun Verweser des ganzen
 Besizthumes und Vormund Eurer Tochter, die Ihr
 nun meiner fernern Erziehung überlassen müßt.
 Überhaupt, edle Frau, ist der Aufenthalt hier Eurer
 Gesundheit sehr schädlich, indem Euch alles an den
 erlittenen Verlust erinnern muß; wenn es Euch
 daher gefällig wäre, würde ich mit der Äbtissin
 des nahen Frauenklosters, welche mit mir sehr nahe
 verwandt ist, sprechen, und Ihr würdet bei ihr
 gewiß einen ruhigen und stillen Aufenthalt ge-
 nießen.“ —

„Hat das mein Gemal in seinem letzten
 Willen so angeordnet?“ fragte Benigna.

„Das eben nicht, ich dächte nur, daß es für
 Euch so zuträglicher wäre.“

„Ich, Herr Ritter, denke hingegen, daß mich
 nichts aus dieser Burg verdrängen kann, da mir
 der Genuß der halben Einkünfte durch den mit
 meinem Gatten errichteten Ehevertrag auf Lebens-

zeit gesichert ist. Was die Verwaltung seines übrigen Nachlasses betrifft, so bleibt Euch diese vermöge seinem Testamente wol unbenommen, aber ich werde nie die Erziehung meines Kindes aufgeben, welches als ein Mädchen nur allzusehr der Vorsorge der liebenden Mutter bedarf, und welches mir auch in den Gesetzen der Natur und des Rechtes gesichert ist.«

»Ei, ei, Ihr sprecht ja so gelehrt wie ein Buch, erwiederte Hagemund ganz höhnisch, auch bewahre mich der liebe Himmel, Euch in Euren Rechten zu beeinträchtigen, nur müßt ihr Euch gefallen lassen, daß ich durch meinen Kastellan genaue Rechnung führe, und zum Besten meiner Mündel alle unnöthigen Ausgaben einstelle.«

Doch um diesen lästigen Vorfällen ein Ende zu machen, sei gesagt, es bediente sich Hagemund seines erlangten Rechtes mit aller Strenge. Die Hälfte von Benignens Dienerschaft wurde entlassen, und ihr das Einkommen so karg zugemessen, daß sie nicht einmal mehr ihren Hang zur Wohlthätigkeit befriedigen konnte. Der Gram nagte in ihrem Innern, sie siechte merklich dahin, und würde sich innig nach ihrer Auslösung gesehnt haben, wenn ihr

nicht bei dem Gedanken, die beiden Mädchen hilflos verlassen zu müssen, das Herz gebrochen wäre.

Einige Jahre strichen vorüber, und endlich mußte doch ihr geschwächter Körper dem unaufhörlich nagenden Kummer und den vielfachen Kränkungen durch den bössartigen Hagen und erliegen, und sie verschied in den Armen ihrer Kinder, nachdem sie vorher noch Gott den Allmächtigen um seinen Segen und Beistand für diese angefleht hatte.

Mariens Schmerz war gränzenlos, man mußte sie mit Gewalt von der Leiche ihrer Wohlthäterin wegbringen — und als solche nach der Gruft gebracht wurde, sank sie ohnmächtig dahin, und konnte nur mit vieler Mühe wieder ins Leben gebracht werden. Auch auf Isabellen hatte der Tod der Mutter einen tiefen Eindruck gemacht, aber bald waren diese traurigen Ideen wieder von ihrem jugendlichen Leichtsinne verwischt, und sie hing wie vormals ihren gewöhnlichen Lustbarkeiten nach, während Marie düster und traurig umherschlich, und die größte Beruhigung fand, wenn sie am Grabe der geliebten Mutter oder bei dem Bildnisse des heiligen Georg ihren Thränen freien Lauf lassen konnte; da bewährte es sich dann allemal an ihr,

welch süßen Trost ein frommes Gebet dem bekümmerten Herzen geben kann, und wie beruhigt selbst bei dem größten Unglück derjenige sich fühlt, welcher zu Gott, dem alleinigen Tröster und Helfer aller Nothleidenden, seine Zuflucht nimmt.

Hagemund würde Marien sogleich aus der Burg verbannt haben, allein Benigna hatte dafür gesorgt, und ihr eine jährliche Summe vermacht, bis sie verhehlicht Ra würde. Dieses Testament war von dem Abte und dem Schirmvogte des nahen Klosters, einem sehr biedern und mannhaften Ritter mit unterfertigt, und zugleich in Abschrift in dem Kloster hinterlegt worden, und Hagemund sah nur zu gut ein, daß er es ja nicht wagen dürfe, sich mit diesen beiden Männern zu verfeinden. Aber dem ohngeachtet wurde der guten Marie der Aufenthalt in der Burg sehr verleidet — sie wurde ja nicht einmal an des Ritters Tafel gezogen, der sich nun ganz in die schöne Georgsburg übersiedelt hatte, sondern bekam bei ihrer Amme die Kost aus der Herrschaftsküche, und statt der ehemaligen schönen Wohnung, wurde ihr ein kleines Hinterstübchen angewiesen. Dieser Aufenthalt war ihr um so angenehmer, da sie von dort aus nicht nur der schönen

Aussicht in das Gebirge genoß, sondern auch über eine schmale Wendeltreppe in den Garten kommen konnte, wo sie ihre Blumen sorgfältig pflegte. Je weniger sich der Ritter und die fremden Hausgenossen um sie bekümmerten, desto angenehmer war es ihr, denn sie fühlte stets in der Gegenwart des Ritters ein geheimes Grauen, auch ekelte ihr vor den neuen ungezogenen Diensthleuten. Je einsamer sie sein konnte, desto mehr widmete sie die Zeit zur Ausbildung ihres Geistes, und fand bei ihren Blumen, bei ihrer Harfe, welche sie bereits meisterhaft spielte, und bei ihren Turteltauben das größte Vergnügen. Da sie bereits im Lesen und Schreiben eine bewunderungswürdige Fertigkeit hatte, so unterrichtete sie der Burggeistliche im Blumenzeichnen, verschaffte ihr von seinen Mitbrüdern aus dem Kloster Farben und Muster, und so brachte sie es auch hierin bald zu einer großen Geschicklichkeit. Angenehm würden ihr daher die Tage verfließen sein, hätte es sie nicht gekränkt, sich von ihrer Jugendfreundin *Isabella* so ganz vernachlässigt zu sehen.

Doch wie wäre es dem, nur nach Vergnügen jagenden Mädchen möglich gewesen, sich mit ihrer

frühern Gespielin abzugeben. Auch Hagemund ließ es nicht daran mangeln, stets mit Festen und Vergnügungen abzuwechseln, er konnte ja dadurch seinen Hang auf Kosten seiner Mündel befriedigen, welche die Freigebigkeit ihres Vormundes nicht genug bewundern konnte, ohne einzusehen, daß dadurch nur ihr eigenes Vermögen vergeudet werde.

Beide Mädchen hatten nun ihr achtzehntes Jahr erreicht. Isabella blühte wie eine in voller Üppigkeit prangende Rose, und wußte ihre natürlichen Reize noch durch Kunst und Putz unendlich zu erhöhen; wer von der jungen Ritterschaft sie sah, war von dem Anblicke des schönen Fräuleins, das noch überdies einst ihrem Gatten eine so große Morgengabe ins Haus bringen würde, hoch entzückt, daher es ihr auch nie an Männern fehlte, welche ihren Reizen huldigten, und welche Isabella durch alle Mittel der Koketterie an ihren Triumphwagen zu fesseln suchte; doch wer längere Zeit ihre beinahe unerträglichen Launen und ihren Flattersinn erduldet, der mußte endlich doch des Spieles müde werden, und sonderte sich von dem nur mit den Herzen spielenden Fräulein gerne wieder ab. — Freilich war sie dadurch weit und breit als eine un-

erträgliche Kofette verschrien, doch dieß machte bei ihr wenig Eindruck, denn immer zog der Ruf ihrer Schönheit neue Liebhaber herzu, und wo sie bei Turnieren oder andern Festlichkeiten sich zeigte, schlug sie neue Günstlinge in ihre Fesseln, und erregte den Neid der übrigen Fräuleins.

Ganz anders war es mit Marien; auch sie blühte in jugendlicher Schönheit heran, aber sie glich dem bescheidenen Veilchen, das prunklos im Verborgnen blüht, und durch ihren lieblichen Duft den einsamen Wanderer erquickt. Selten wurde sie gesehen, denn Isabella und ihr Vormund, nur zu gut mit ihren trefflichen Eigenschaften bekannt, sorgten dafür, daß sie immer von ihren Gesellschaften fern gehalten wurde, damit nicht durch sie die Annehmlichkeiten des Erbfräuleins verdunkelt würden. Daher sahen sie auch nur Wenige, und selbst diesen war nicht sonderlich daran gelegen, sich ihr geflissentlich zu nähern, denn Mariens Reize waren nicht von der Art, daß sie gleich beim ersten Anblicke blendeten, sie glich vielmehr dem Bilde eines Künstlers, dessen Schönheiten erst dann zur Bewunderung hinreißen, je länger man den Geist und den Fleiß des Malers betrachtet.

Das Gerücht hatte zwar nicht ganz von ihrer holden Anmuth geschwiegen — aber wer nach dem Fräulein Marie fragte, erhielt entweder von dem Vormunde eine unbefriedigende Antwort, oder wurde durch ein spöttisches Nasenrumpfen Isabellens vom weiteren Nachforschen abgeschreckt. Marie pries sich hingegen glücklich, nicht mit so vielen Gecken umlagert zu werden.

Sechstes Kapitel.

Der unvermuthete Gast.

Ritter Hagemund war einst eben beschäftigt, mit seinem vertrauten Kastellane die Hausrechnungen zu durchgehen, und freute sich der bedeutenden Vortheile, welche die Verwaltung von Isabellens Gütern ihm eintrug, nicht denkend an die Klagen der mit äußerster Strenge unterdrückten Unterthanen — da meldete man, daß man im Weichbilde des Schlosses unter dem Gebüsch einen jungen Mann in Ritterkleidern gefunden habe, welcher bewusstlos in seinem Blute liege, und sich wahrscheinlich durch den Sturz von einem scheu gewordenen Pferde an einem Baumstamme, an dem

er auffiel, so schwer am Kopfe verletzt haben müsse. Doch wären noch einige Spuren des Lebens vorhanden. »Was kümmert das mich, kreischte Hagem und unwillig dem Knechte zu, welcher die Nachricht gebracht hatte, die Burg ist kein Hospital, und ich bin nicht gesonnen, jedem Landstreicher hier Dach und Fach, noch weniger aber ärztlichen Beistand zu geben — laßt ihn liegen, und wenn ihm sein Tod noch nicht bestimmt ist, so wird sich schon Jemand finden, der ihn wieder zu rechte bringt.

Der alte biederherzige Schloßvogt, der nun nur noch seiner Gebrechlichkeit wegen aus Gnaden beibehalten wurde, hatte die barschen Worte des Ritters gehört, und sein Herz schauderte über diese Gefühllosigkeit. »Nein, rief er, wenn der Burgherr Unmensch genug ist, so an einem armen Nothleidenden zu handeln, so erlaubt doch mir Pflicht und Gewissen nicht, hier unthätig zu bleiben. Die Menschenliebe ist eine der schönsten Tugenden, und wird gewiß an jedem, der sie ausübt, von Gott mit Wohlgefallen aufgenommen.« Er rief daher zwei von den alten Burgknechten zu sich, und begab sich ganz im Stillen mit ihnen hinaus nach dem Gebüsch.

Noch immer lag der arme Verwundete ohne Besinnung — der Vogt ließ ihn daher sanft auf eine mitgebrachte Bahre legen, und auf einem kleinen Umweg durch das Hinterspörtchen nach der Burg bringen, wo er ihm ein kleines Stübchen anwies, welches gerade unter Mariens Wohnung war. Sie lag eben am Fenster, und blickte ruhig und seelenvoll in die schöne Gebirgsgegend hinaus, als man den Unglücklichen brachte. Hestig ergriffen eilte sie die Treppe hinab, und zog bei dem Vogte nähere Erkundigung ein. Kaum hatte sie den wahren Zusammenhang der Sache erfahren, als sie sogleich auch alle Anstalten zur Hilfe traf. Der Burgarzt wurde zwar nicht zugezogen, aber Marie bedurfte seiner auch für den ersten Augenblick nicht, denn sie hatte sich von Benignen so hinreichende Kenntnisse in der Arzneikunde erworben, was auch damals bei den jungen Fräuleins Sitte war, daß sie bei Behandlung dieses Unglücklichen nicht im geringsten verlegen war. Sie ordnete sogleich das Reinigen der Wunde mit frischem Wasser an, holte selbst in geschäftiger Eile aus dem Garten die heilsamsten Kräuter, welche zu einem erquickend stärkenden Tranke nothwendig waren, und brachte aus

ihrem Kämmerchen den vorräthigen Wundbalsam herbei.

Nach langer anhaltender Bemühung schlug der Verwundete endlich die Augen auf — sein matter Blick ruhte dankbar auf Marien, doch gleich darauf schlossen sich diese wieder. Unterdessen war der Burgarzt von einem Krankenbesuche zurückgekommen, er wurde von dem Vogte in das Geheimniß gezogen, welches man nothgedrungen vor Ritter Hagemund haben mußte, und bot willig seine Hand zum Beistande dar. Er lobte Mariens Verfahren, ordnete noch einige Hilfsmittel an, und rieth, den Kranken, dessen Ohnmacht sich in einen sanften Schlaf verwandelt hatte, ruhen zu lassen — er versprach am folgenden Tage wieder zu kommen, und ging, selbst schon alt und gebrechlich, zur Ruhe. Allein Marie, deren Herz vom innigsten Mitleiden bewegt war, ließ es sich nicht nehmen, am Lager des Kranken zu wachen, um ihm, wenn er erwachen sollte, nach der Vorschrift des Arztes die nöthigen Arzneien zu reichen.

Der Vogt und die Knechte waren zur Ruhe gegangen, Marie saß allein bei der Lampe, und überließ sich ihren Gedanken über die traurigen

Ereignisse der Vergangenheit, da dünkte es ihr, als ob sie ein stärkeres Athmen des Kranken vernähme; sie eilte mit der Lampe an sein Lager, aber sie hatte sich nur getäuscht, er schlief vielmehr sehr ruhig. Jetzt, da sie unbelauscht war, konnte sie ihrer Neugierde nicht widerstehen. Sie betrachtete den Verwundeten genauer, und es dünkte ihr, noch nie eine solche edle und zugleich anmuthsvolle Bildung gesehen zu haben. Lang und dicht wallten seine blonden Locken unter dem Verbande hervor, die gebogene Nase beschattete einen kleinen Mund, der nur halb die Reihen perlenweißer Zähne bedeckte; nur Schade, daß das unter den im schönsten Ebenmaße geformten Braunen geschlossene Auge, dem Ganzen nicht das gehörige Leben geben konnte, und auch die Röthe der Gesundheit von den Wangen verwischt war. Mehrere Augenblicke stand Marie in das Anstauen dieses schönen Jünglings versunken, als er plötzlich sich zu bewegen begann — schwere Seufzer entstiegen seiner Brust, schnell hatte sie die Lampe bei Seite gestellt, und goß die vorgeschriebene Arznei in die Schale; er erwachte immer mehr, und schlug endlich die Augen auf. Marie unterstüzte mit der einen Hand sein Haupt, mit der anderen reichte sie

ihm die Arznei dar, welche er gierig verschlang — sein Blick ruhte so sanft, so seelenvoll dankend auf ihr, doch bald verfinsterte sich sein Auge wieder, und sein Haupt sank matt in neuen Schlummer zurück. Marie war ängstlich, sie fühlte den Puls, er schlug kaum merkbar, demohngeachtet war sein Athem, obgleich matt, doch nicht ängstlich — da jedoch keine gefährlichen Symptome sich zeigten, so beruhigte sie sich endlich wieder, und nahm ihren vorigen Platz ein — die tiefe Todtenstille um sie her, senkte auch ihr Haupt zum sanften Schlummer, und erst als der Morgen herangraute, war auch sie wieder wach — sie erschreckt, eilte sogleich ängstlich zu ihrem Kranken, welcher jedoch immer noch ruhig schlief, nur dünkte es ihr, als ob eine ungewöhnliche Röthe sich über sein Gesicht verbreitet habe. Sie war wirklich froh, als endlich der Bogt und gleich darauf der Arzt in die Stube traten. Ihre Blicke hingen an dem Gesichte des Letztern, er befühlte den Puls, und schüttelte äußerst bedenklich den Kopf — er besichtigte den Verband, und legte einen neuen an. »Gottlob, sprach er endlich, die Wunde ist nicht tödtlich, aber ein anderer Umstand hat sich ereignet, der mich für das Leben

des Armen besorgt macht — er leidet an einem heftigen Wundstieber, und wenn auch seine gute Natur widersteht, so kann vielleicht sein Gehirn verletzt sein, und es können traurige Folgen zurückbleiben.« Marie zitterte bei dieser Erklärung so sehr, daß ihr beinahe die Kniee schwankten. Der Arzt bemerkte es, schrieb es jedoch der Nachtwache zu, und drang in sie, sich zur Ruhe zu begeben, sie mußte endlich um so mehr seinen dringenden Vorstellungen nachgeben, als ihre Amme sich erbot, die Sorge für den Kranken über sich zu nehmen.

Theils vom entbehrten Schlafe, theils von der Angst erschöpft, kehrte Marie in ihre Kammer zurück — sie konnte nicht ruhen, die Gestalt des Leidenden drängte sich immer vor den Spiegel ihrer Phantasie; und wenn wirklich auf wenige Momente ein leiser Schlummer ihre Augen schloß, so ängstigten sie die gräßlichsten Bilder, und sie fuhr wieder erschrocken empor. In dieser Herzensangst nahm sie ihre Zuflucht zu der kleinen silbernen Statue des heiligen Georgs. Der Erzähler hat vergessen es zu berühren, daß Ritter Hagemund, dem Mariens Wanderungen nach dem unterirdischen Gewölbe zuwider waren, dasselbe hatte verschließen las-

fen, und den Schlüssel in seine Verwahrung nahm. Es blieb ihr daher nur diese kleine Statue noch zum einzigen Troste. Mit wahrer Inbrunst drückte sie diese an ihre Lippen; dann hob sie betend ihre Hände gen Himmel, und flehte zu Gott um Erbarmen für den jungen Ritter, daß er ihn nicht wolle dahin weifen lassen in der Blüthe seiner Jahre, und ihm so die Gelegenheit verloren gehe, vielleicht durch seinen Muth noch so manche schöne That zur Ehre Gottes und zum Beistande der Tugend und der Unschuld auszuüben. Aus dem Innersten des Herzens quoll ihr Gebet, und noch lange lag sie in tiefem Nachsinnen auf ihren Knien, bis endlich, da durch den Trost der Religion ihr Geist wieder ruhiger geworden war, sich ein erquickender Schlummer auf ihre Augen senkte.

Der erfahrene Arzt hatte zum Theil wahr gesprochen, ein heftiges Wundstieber hatte den Kranken wirklich befallen — wie Marie wieder in seine Stube trat, war er wach, aber sein Auge starrte wild umher, flammende Röthe hatte sein Gesicht umzogen, seine Pulse schlugen in der heftigsten Fieberhitze, er redete irre, und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, um nicht bei den wirren

Bilbern, welche sein Gehirn durchkreuzten, in einem Anfälle von Wuth vom Lager aufzuspringen, und so sich selbst durch Erkältung oder irgend einen andern Umstand den gewissen Tod zuzuziehen.

Marie, welche noch nie einen solchen Krankheitsfall gesehen hatte, schauderte in ihrem Innersten, doch der Wunsch, dem Verunglückten den möglichsten Beistand zu leisten, überwältigte ihre Angst. So sehr der Kranke in der Fieberhige rasste und tobte, so schien doch allemal Mariens Gegenwart einen günstigeren Einfluß auf seine zerrütteten Sinne zu haben, denn wenn sie mit ihm sprach, wenn sie ihn im liebevollen Tone bat, die nöthige Arznei zu sich zu nehmen, so starrte er sie zwar mit wildflammenden Blicken an, aber er wurde doch ruhiger, und ließ sich von ihr die Schale ruhig reichen. Wenn dann sein Paroxysmus vorüber war, versiel er wieder, gänzlich erschöpft, in einen betäubenden Schlummer, wo man wirklich bei dem kaum bemerkbaren Athemholen, und dem leisen kaum fühlbaren Schlagen der Pulse, im Zweifel sein konnte, ob er noch lebe.

Die gute Marie, welche Theilnahme und Nachtwachen auf das Äußerste erschöpft hatten,

Konnte endlich trotz aller Anstrengung und Verstellung den Arzt nicht mehr täuschen, der eine Krankheit voraussah; sie mußte zuletzt den Wirkungen der Natur nachgeben, sie sank auf's Krankenlager, und wirklich wurde ihr Zustand bald so bedenklich, als es jener des Fremden gewesen war.

So strichen mehrere Wochen dahin, und schon begannen die Blätter ihre Farbe zu ändern, und die Natur uns an das Dahinwelken und Entschwinden alles Irdischen zu erinnern, als auch Marie wieder der Hand des Todes entrissen war. Sobald es ihre Kräfte erlaubten, ein anhaltendes Gespräch zu beginnen, benützte sie die Gelegenheit, da die gutherzige Amme allein bei ihr war, sich zu erkundigen, was denn das fernere Schicksal des Fremden gewesen, und ob er vielleicht der Macht der Krankheit erlegen sei?

»Mit nichten, antwortete die Amme, die Geschicklichkeit des Arztes, und weit mehr noch seine gute unverdorbene Natur, haben ihn der Hand des Todes entrissen. Er ist aber auch nicht mehr in unserer Burg, sondern wer weiß wohin seines Weges weiter gezogen. — Überhaupt hat es mit diesem jungen Manne eine seltsame Bewandniß, und Gott

gebe nur, daß meine Muthmaßungen nicht wahr werden, denn es wäre doch ewig Jammer und Schade um ein solch junges Blut, wenn es jetzt schon den Weg zur Hölle betreten hätte. Ja wahrhaftig Jammer und Schade, denn wenn Ihr ihn nur gesehen hättet, wie nach überstandener Krankheit sich allmählig die Rosen auf seinen Wangen zeigten, und sein Auge wieder einen Theil des ehemaligen Feuerblickes gewann — ach, du mein lieber Himmel, man kann sich gar nichts Schöneres und Edleres mehr denken. Diese männliche Haltung, dieser regelmäßige Körperbau, dann das Gesicht, aus dessen Augen kühner Heldenmuth flammte, der aber durch ein unwiderstehliches Lächeln um den Mund wieder gemildert wurde — dann der Anstand, wie ein Königssohn, und doch wieder die Herablassung und Güte selbst in seinem ganzen Benehmen, nein, es ist nicht möglich, daß solch ein Mutterkind sich dem Feuerpfuhle — der Gott segne uns — nähern sollte.“

Noch lange würde die geschwähige Alte in diesem Tone fortgefahren haben, wenn sie nicht Marie liebevoll ermahnt hätte, in ihrer Erzählung zur Hauptsache zu schreiten.

»Ihr habt Recht, daß Ihr mich daran erinnert, fuhr die Alte fort, also laßt Euch sagen, der Fremde war nur halb genesen, träumte aber noch immer von einem holden Engelsbilde, das er in einigen lichten Augenblicken seines Irresinnes hilfreich an seinem Lager gesehen habe — ach du mein Himmel, man kann ja doch nicht wissen, ob sich nicht eine überirdische Gestalt seiner erbarmt habe. Da kamen eines Abends zwei fremde Männer in Mäntel gehüllt, und erkundigten sich sorgfältig, ob denn nicht vor einiger Zeit ein junger stattlicher Ritter hier in der Burg eingesprochen habe, indem sie wichtige Aufträge an ihn hätten, und er in Verlust gerathen sei, ohne daß man bisher auch nur die geringste Spur von ihm habe entdecken können. — Der Vogt, der eben zugegen war, erkundigte sich genauer, und die Zeit, welche sie angaben, stimmte mit jener überein, in welcher der Verwundete zu uns gebracht worden war — aber auf alles weitere Nachforschen über die näheren Verhältnisse, erhielt er nur unbefriedigende Antworten. Da Ritter Hagemund eben auf einige Tage verreiset war, so glaubte der Vogt sich auch eine größere Freiheit herausnehmen zu können, und führte die Fremden zu

dem Kranken, der schon mehr als halb genesen in seiner Stube auf und abging. Kaum erblickten sie ihn, so warfen sie ihre Hüte und Mäntel von sich, und stellt Euch vor, die, welche wir vorher für Bauern gehalten hatten, standen nun ganz gerüstet vor uns, und trugen nebst den breiten Schwertern auch noch ungeheure Dolche, und der Himmel beschütze uns, wer weiß was noch für andere Mordwerkzeuge in ihren Gürteln verborgen waren. Sie sanken zu den Füßen des Fremden, er aber hob sie liebevoll auf, schüttelte ihre Hände und sprach: »seid mir willkommen, Bundesbrüder, doch vergeßet im Übermaße der Freude nicht Eures Eides, und verrathet nicht, mit wem Ihr zu thun habt. — Der liebevollen Pflege dieser Schloßbewohner, und einem himmlischen Engelsbilde habe ich meine Rettung zu danken — die Ursache meines Unglücks aber war, daß, als ich durch die Waldung ritt, ein Eber dicht neben mir aus dem Gebüsch schoß, wodurch mein Roß so scheu ward, daß es mit mir plötzlich überschlug, und ich mich an einem Baumstamme schwer verwundete; doch die Gefahr ist vorüber, und bald werde ich wieder an Eurer Spitze stehen, dann wollen wir auf's Neue beginnen, woran wir bis jetzt zum größten Nachtheile

gehindert worden sind.« Der Fremde bat den mit Staunen zuhörenden Vogt, ihn mit seinen Gefährten auf einige Augenblicke allein zu lassen. Beinahe eine halbe Stunde blieben sie beisammen, und man hörte sie laut und heftig sprechen. Das Wort Hauptmann kam oft über die Lippen der Fremden, allein es war nicht möglich, etwas Näheres zu vernehmen. Als endlich der Kranke die Thüre wieder öffnete, ersuchte er mich, den Burgarzt so schnell als möglich hierher zu bescheiden, indem er dringend mit ihm zu sprechen habe. Der Greis erschien. »Mein Freund und Wohlthäter, sprach jener, dringende Geschäfte rufen mich wieder von hinnen — doch bitte ich um Eure Meinung, ob ich wol die Bewegung eines Saumroses vertragen könne — an guter Pflege wird mir's nicht fehlen, aber ich sage Euch, daß wirklich große Gefahr damit verbunden ist, wenn ich noch länger hier verborgen bleiben müßte. — Der Greis schüttelte freilich bedenklich den Kopf, doch da der Fremde nicht nachließ, heftig in ihn zu dringen, und von der Gefahr und dem Nachtheile zu sprechen, welcher durch noch längere Verzögerung entstehen würde, so gab er endlich nach, erneuerte den Verband der noch nicht gänzlich zugeheilten Wunde, und

rieth ihm die Vermeidung aller starken Bewegung, und überhaupt die nöthigste Vorsicht an. — Hierauf zog der Fremde einen schweren Beutel aus seinem Wams hervor, drückte dem Arzte viele Goldstücke in die Hand, und legte eine eben so große Anzahl auf den Tisch zur Belohnung für Alle, welche ihm in seiner Noth beigestanden hatten; er gürtete sein Schwert um, und dankte jedem mit einem starken Händedruck. — »Noch eins, sprach er zum Vogte, in dieser Burg wurde mir mein Leben erhalten, und ich bin daher zum größten Danke verpflichtet. — Merkt Euch daher wol, was ich Euch sage — wenn diese Beste, welches bei unsern Zeiten nichts unmögliches ist, von was immer für einer Seite in Unglück oder Gefahr kommen sollte, so versäümet keine Zeit; außer dem Weichbilde in der Waldung, wo sich auf einer kleinen Pläne drei Tannen mächtig empor heben, soll das Losungszeichen zu Eurer Hilfe sein, dort macht mit einem Beile drei kleine Kreuzhiebe in jeden dieser Bäume, und mit Zuversicht könnt Ihr auf mächtigen Beistand rechnen. Nach diesen Worten verließ er mit seinen Gefährten die Burg, sie eilten dem Walde zu, und der Vogt war neugierig genug, ihnen, durch die Gebüsche gesichert,

bis dahin nachzuschleichen. — Kaum hatten sie sich im Dunkel des Waldes verborgen, so ertönte von mehr denn hundert Stimmen ein durchdringendes Freudengeschrei, und das Schlagen der Schwerter an die Schilde rief vielfach das Echo nach — den Bogt erfüllte ein geheimes Grauen, er beflügelte seine Schritte so viel es sein Alter erlaubte, und war froh, als er wieder in der heimischen Behausung angelangt war.“

So endete die Erzählung der Amme, welcher Marie nicht ohne Herzensbangigkeit zugehört hatte. Dunderterlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn, es war ihr nicht möglich zu denken, daß dieser ansehnliche junge Mann, welchem Offenheit und Biederfönn aus den Augen leuchteten, das Haupt einer Räuberbande sein sollte. Ihr Herz schlug hörbar bei diesem Gedanken, sie war froh, als die Amme sich entfernte, um sich allein ihren Gedanken überlassen zu können.

Doch was frommte all ihr Nachsinnen, sie war bei dieser Verworrenheit der Dinge, bei dem undurchdringlichen Dunkel, welches über die Verhältnisse des Fremden lag — nicht fähig irgend einen bestimmten Gedanken zu fassen, und leider konnten

nur die traurigsten Muthmaßungen ihre Seele ängstigen. Sie konnte sich selbst nicht erklären, warum sie denn an dem Schicksale dieses Unbekannten so innigen Antheil nehme? Doch sein Betragen, welches ihm die Gewogenheit jedes Menschen verschaffen mußte, hatte sie eingenommen, und der Gedanke, daß solch ein Mensch auf den Pfaden des Lasters wandeln sollte, war ihr unerträglich. Wer weiß, läspelte ihr eine innere Stimme zu, ob auch alles sich so verhält, wie nun der Schein gegen ihn ist. — Ein großes Geheimniß liegt freilich hier verborgen, doch wer bürgt dafür, daß nicht gerade da, wo man glaubt, dem Laster auf der Spur zu sein, sich die Tugend einen Tempel aufgeschlagen, und kühne tapfere Helden sich nur versammelt haben, um ihre, bei den heillosen Fehdezeiten gekränkten Rechte zu vertheidigen?

Es war ja damals nichts seltenes, daß wackere Biedermänner in einen Bund zusammentraten, um den Raubrittern und Buschkleppern, welche sich von Tag zu Tag vermehrten, einen mächtigen Damm entgegen zu stellen, oder jene Ritter zittern zu machen, welche hinter ihren stolzen Felsenmauern sich Herren der Welt dünkten, und sich nicht scheuten,

alle Arten von Unrecht und Grausamkeit zu begehen; es war sogar wahrscheinlich, daß solch ein edler Mann, wie der Fremde geschienen hatte, es übernommen habe, sich an die Spitze solcher Tugendvertheidiger zu stellen. Doch leider sind die Menschen zu sehr gewohnt, von ihren Mitbrüdern nur das Böse zu glauben.

Diese Betrachtungen richteten Marien wieder auf, und ihr Blick wandte sich sehnsuchtsvoll gen Himmel mit der stillen Bitte, daß Gott ihn schützen wolle, und wenn er wirklich dem Abgrund zuwandeln sollte, durch seinen Schutengel wieder von der schrecklichen Bahn des Lasters ableiten lasse.

Eine geraume Zeit war verstrichen, als plötzlich in der Burg sich die Nachricht verbreitete, daß in der Umgegend sich seltsame Dinge ereigneten. — Man sehe zur Nachtzeit große Scharen Bewaffneter über die Heerstraßen ziehen, ohne daß man errathen könne, woher sie kämen, und wohin der Zug seine Richtung nehme, denn gewöhnlich verliere er sich wieder in den unwegsamen Waldungen und Gebirgen. Einzelne Wanderer, welche auf den schmalen Fußsteigen einherschritten, bemerkten hie und da Bewaffnete im Gebüsch verborgen, oder trupp-

weise beisammen stehen und im Gespräche be-
 griffen — ihre Helme wären sämmtlich mit schwar-
 zen und blutrothen Federn geschmückt, und eben so
 wären ihre Feldbinden gestaltet, welches doch von
 keinem der umwohnenden Ritter die Leibfarbe sei.
 Oft schon wurden die Wanderer von ihnen ange-
 halten, genau um dieses und jenes befragt, aber
 Niemanden geschah etwas zu leide, auch wurde kei-
 ner seines Weges gehindert. — Später liefen Ge-
 rüchte ein, daß hie und da die Burgen von Bewaff-
 neten überfallen, erstürmet, und den Flammen preis-
 gegeben wurden — selbst von den Zinnen der Ge-
 orgsburg konnte man einigemale die Brandröthen
 sehen. Alle Ritter des Gaues geriethen in Unruhe,
 man sah sich von Feinden umgeben, welche man gar
 nicht kannte, jeder mußte befürchten, daß Rache-
 schwert über seinem Scheitel zu haben; von Burg
 zu Burg ritten die Boten, die Nachbarn zum ge-
 meinsamen Einverständnisse und zum Schutz- und
 Trugbündnisse gegen die Unbekannten aufzufordern,
 aber bei all den Ereignissen hörte man nicht, daß
 irgend ein Biedermann und ehrsammer friedfertiger
 Burgherr in seiner Ruhe gestört, oder in seinen
 Rechten beeinträchtigt worden wäre. Desto mehr

aber mußten sich die Raubritter ängstigen, sie verschanzten sich auf ihren Festen, und wagten nur selten Streifzüge in die Umgegend.

Siebentes Kapitel.

G r o ß e r I r r t h u m .

Monate verstrichen, ohne daß sich wieder ein merkwürdiger Vorfall ereignete — da ertönten mehrere Trompeten vor der Burg, und gleich darauf meldete ein Knappe Ritter Hagemunden, daß ein junger Ritter auf edlem Rosse, von mehreren Knappen begleitet, des Einlasses harre, der aber seinen Namen nur dem Burgherrn nennen wolle. Alle Ritter der Umgegend, welche das böse Gewissen drückte, waren durch die bisherigen Ereignisse eingeschüchtert worden, und Hagemund gehörte wahrhaftig nicht zu denen, welche auf Liebe ihrer Unterthanen oder Freisprechung von allem Unrechte zählen konnten — er gab daher, da er doch dem Ritter den Eintritt in die Burg nicht versagen konnte, sogleich Befehl, daß sich alle Mannen und Knechte für jeden Fall bereit halten sollten.

Jetzt rollte die Zugbrücke nieder — die Be-

waffneten ritten ein, ihr Anführer aber ließ sich durch einen Burgknappen den Weg nach dem Tafelsaale des Ritters zeigen. Düstern Blickes und voll banger Erwartungen saß Ritter Hagemund am Rundtische, nun öffnete sich die Thüre, und herein trat gleich einem Helden der Vorzeit voll Ernst und Würde ein junger stattlicher Mann, dessen Scharfblick mit Blizeschnelle den Saal durchstreift hatte. Die Kleidung verrieth seinen hohen Stand, ein prächtiges Geschmeide schmückte das schwarze mit hohen weißen Federn prangende Barett, eine mit Juwelen besetzte Kette zierte die Brust, und um die Schultern warf sich ein mit Hermelin gefütterter Purpurmantel, das Symbol fürstlicher Abkunft. War Hagemund schon durch diesen Anblick überrascht, so war er es noch mehr durch den Anstand und die ungemein liebenswürdige Gestalt des Fremden, welcher ihn mit zuvorkommender Herablassung begrüßte.

»Welchem Zufalle verdanke ich das Glück, Euch in meiner Burg zu beherbergen? Und obschon mir Euer Äußeres Euren hohen Stand verkündet, so erlaubt mir dennoch die Frage um Euren Namen, damit ich Euch nach Würde ehren und bewirthen kann.«

»Es wäre wol gleichviel, erwiederte jener, wer ich sei, da meine Sporen und dieser Wappenring meinen ritterlichen Stand beurfunden, und mein Betragen Euch auch von meinem hohen Stande überzeugen könnte; da ich jedoch Euch ersuchen will, einige Tage in Eurer Burg zu verweilen, so ist es auch billig, Euch mit dem Manne näher bekannt zu machen, welcher Eurer Gastfreundschaft zur Last zu liegen gedenket — so wisset denn, ich bin Siegmund, der zweite Sohn des gebietenden mächtigen Herzogs von Cleve, und dereinst der Erbe seines Reiches, da mein älterer Bruder eines Gelübdes wegen im Kloster erzogen, sich einzig den Künsten und Wissenschaften widmet, unser Land aber eines geübten Armes bedarf, um die Unterthanen gegen die Eingriffe unruhiger raubgieriger Nachbarn zu schirmen. — Da ich auf einer Reise durch mehrere Länder begriffen bin, so gedenke ich nicht allein an den Hoflagern der Fürsten zu verweilen, und durch die Prunkgelage und nichts sagenden Schmeicheleien die Zeit mir verderben zu lassen, ich spreche daher lieber auf den Burgen mannhafter Ritter ein, um mir allenthalben des Guten und Nützlichen mancherlei zu sammeln, und es dereinst zum

Frommen meiner eignen Untertbanen zu benützen; wenn Ihr daher mir und meinen Knappen eine Unterkunft geben wolle, so werde ich Euch zu hohem Danke verpflichtet sein.«

Ritter Hagemund konnte nun wol nicht anders handeln, als die größte Freude zu bezeugen, und sogleich Befehl zu ertheilen, alles zur möglichsten Bequemlichkeit des hohen Gastes und seiner Begleitung herzurichten — der beste Wein wurde in silbernen Bechern kredenzt, und bald begann ein Gespräch über die inneren Einrichtungen und Verhältnisse des Landes, wobei Prinz Siegmund die gründlichsten Kenntnisse verrieth. »Ihr habt, so sprach der Prinz endlich, wie ich höre, eine uncommon liebenswürdige Mündel, sollte es mir nicht vergönnt sein, ihr als Fremder meine Huldigung bezeugen zu dürfen?«

»Neht gerne, erwiederte Hagemund, doch ist sie auf einer der nächsten Ritterburgen zu meiner Ruhme geladen worden, und soll erst nach einigen Tagen wiederkehren, doch will ich sogleich einen Eilboten senden, um ihr zu bedeuten, welsch ein hoher Gast in diesen Mauern haufe.«

Der Fremde wendete nicht viel dagegen ein,

denn es schien ihm absichtlich darum zu thun zu sein, das Fräulein kennen zu lernen. Leicht möglich, dachte sich Hagemund, daß der Ruf von Isabellens Schönheit ihm zu Ohren gekommen sei, und traun, wenn er redliche Absichten hätte, würde sie bei solch einem mächtigen Freier nicht ihres ganzen Habes bedürfen, und ein guter Theil der Güter würde mir zurückbleiben. Durch diesen Gedanken aufgemuntert, sandte er sogleich einen Boten auf dem schnellsten Renner fort, um Isabellen die augenblickliche Rückkunft aufzutragen.

Der Prinz hatte das reche Gespräch des für die feinere Welt ganz ungebildeten Ritters bald satt, er äußerte gleich nach der Tafel, des Schlemmens bei vollen Bechern ungewohnt, Verlangen nach Ruhe, große Ermattung vorgebend, und ließ sich nach dem mit aller Bequemlichkeit versehenen Gemache durch Hagemunds Leibknappen führen. Er warf sich dort in einen Armstuhl, denn zum Schläfe fühlte er noch keine Neigung. — Da er geäußert hatte, er sei gewohnt, stets vor dem Schlafengehen in einem lehrreichen Buche zu lesen, so hatte ihn der Burggeistliche mit einem alten kunstreich geschriebenen Buche über die Thaten des Julius Cäsar ver-

sehen, und der Prinz war so vertieft im Lesen desselben, daß die Mitternacht herangebrochen war, ohne daß er es bemerkte. Plötzlich schreckte ihn der Hufschlag von mehreren Rossen im Burghofe auf, er eilte ans Fenster, und sah beim hellen Mondenlichte eine hohe weibliche Gestalt auf einem weißen Zelter, von mehreren Reitern begleitet in den Hof sprengen — mit geübter Gewandtheit schwang sie sich vom Rosse — deutlich konnte Siegmund beim hellen Mondschimmer das herrliche Ebenmaß ihres Körperbaues ausnehmen, allein ihr Gesicht konnte er nicht sehen, denn sie war nach der entgegengesetzten Seite gewandt, und entfernte sich schnell über die Treppe nach ihren Gemächern. Lange und sinnend schritt Siegmund in seinem Gemache auf und ab, endlich warf er sich aufs Lager. Lange senkte sich kein Schlummer auf seine Augen, als er aber endlich kaum der Ruhe genießen wollte, da war es ihm, als ob er Himmelscharfen ertönen hörte — halb schlummernd horchte er lange der herrlichen Musik zu, endlich aber wurde er ganz wach, sprang vom Lager auf, öffnete das Fenster, und von der andern Burgseite herüber kamen entzückende Harfentöne an sein Ohr, welche bald von

einer wunderlieblichen Stimme begleitet wurden. Siegmund war ganz in sich verloren, und schon lange war die zauberische Melodie verhallt, ehe er vom Fenster sich entfernte, und endlich der Schlaf seine Rechte behaupten konnte.

Als am andern Morgen schon spät der Burgknappe anfragte, ob es dem Prinzen wol gefällig wäre, den Morgenimbiss bei dem Ritter einzunehmen, warf er sich hastig in seine Kleider, und folgte nach dem Herrenzimmer. Einige junge Ritter saßen bereits an der Tafel, in welchen Siegmund die nächtlichen Begleiter des Burgfräuleins vermuthen konnte — alle standen auf und begrüßten den Prinzen ehrerbietig. Das Gespräch wurde bald allgemeiner, doch konnten Siegmunden ihre Lappereien und Ungereimtheiten wenig erheitern, er gab daher dem Gespräch eine andere Wendung. »Erlaubt mir eine Frage, begann er: wahrscheinlich ist diese Nacht das Burgfräulein angekommen, denn ich sah eine Dame in den Hof sprengen, und gleich darauf den Gemächern zueilen; ist es denn nicht erlaubt, ihr meine Achtung beweisen zu können?« — »Allerdings, erwiederte Ritter Hagemund, wird sie sich glücklich schätzen, Eure Bekanntschaft zu machen,

nur ist sie gewohnt, weibliche Sitte streng zu beobachten, und ohne meiner Erlaubniß wird sie es nicht wagen, hier in der Gesellschaft von Männern zu erscheinen — wenn Ihr aber darauf bestehet — »Ich bitte Euch darum,« erwiederte der Prinz; seine Wangen überflog eine Röthe, und man konnte ihm ansehen, daß er in heftiger Bewegung war.

Sogleich wurde einem der Knappen der Auftrag ertheilt, das Erbfräulein her zu entbieten. Bald darauf rauschten die Flügelthüren auf, und herein trat Isabella, gleich einer Prinzessin geschmückt. Der erste Anblick ihrer Schönheit machte heftigen Eindruck auf den Prinzen, er saß wie versteinert — doch faßte er sich nach einigen Augenblicken wieder, und machte ihr mit der Ehrerbietung, welche zur damaligen Galanterie der Ritterzeit gehörte, seine Verbeugung. Bald wurde das Gespräch allgemeiner, Siegmund als gewandter Hofmann, und von seinen Jugendlehrern mit allen höhern Kenntnissen ausgerüstet, welche ihn einst zur Bieder eines Thrones berechtigen konnten, wußte, ohne daß es absichtlich zu sein schien, bald diesen und bald jenen Gegenstand zu berühren, aber ach, in keinem war Isabella erfahren, und wo sie ein Urtheil

schöpfen sollte, war es gerade das Gegentheil von dem, was Siegmund von ihr erwartet hatte. — Seine Miene trübte sich allmählich, doch war er Hofmann genug, sie verbergen zu können; aber das Erbfräulein selbst schien ihre Geisteschwäche zu fühlen, und gerieth dadurch immer mehr in Verlegenheit. Um diese zu unterbrechen, brachte der Prinz das Gespräch auf einen Meistersänger, welcher große Gunst am kaiserlichen Hofe genoß, und nun wurde Verschiedenes über diesen Gegenstand gesprochen. Siegmund bat das Fräulein, sich auf der Harfe hören zu lassen, sie weigerte sich standhaft, als aber die übrigen Ritter ihre Bitte mit der seinen vereinten, und Hagemund ihr, unwillig über die hartnäckige Weigerung, einen misßmuthigen Blick zuwarf, da mußte sie endlich wol gehorchen — ein Knappe brachte die Harfe, Isabella spielte recht artig, ihre melodische Stimme war sehr angenehm, aber da wo Herzlichkeit fehlt, kann auch nicht auf das Herz gewirkt werden — ach, es war kein Vergleich jener himmlischen Melodien, welche Siegmund in voriger Nacht gehört hatte, und wovon er sich ganz ergriffen fühlte. Das Gespräch wurde immer einsylbiger, und Siegmund war froh, als im

Burghofe Jagdhörner ertönten, und Ritter Sagemund bedeutete, daß er dem Prinzen zu Ehren eine kleine Jagdparthie veranstaltet habe. — »Das freut mich, erwiederte der Prinz, denn ich liebe das edle Waidwerk — auch mögt ihr, Herr Ritter, bedeutend Wild in Euren Forsten haben. Wurde nicht vor mehreren Monden ein Mann, schwer verwundet nach Eurer Burg gebracht, dessen Ross, scheu geworden durch einen Eber, mit ihm überschlug, so habe ich wenigstens vernommen, und zugleich wurde mir berichtet, daß der Verunglückte seine Genesung größtentheils der wohlthätigen Pflege des Burgfräuleins zu verdanken habe.« Der Ritter wußte von dem ganzen Vorfalle nichts, und Fräulein Isabella betheuerte, daß sie nie zu einem solchen Geschehnisse geeignet sein würde, weil sie wegen schwacher Nerven den Anblick einer Wunde gar nicht ertragen könnte.

Durch die Anzeige, daß alles zum Ausbruch bereitet sei, wurde das fernere Gespräch unterbrochen. Fräulein Isabella ließ nicht lange auf sich warten, sie hatte sich schnell in ihr Jagdkleid geworfen, die Rosse wurden vorgeführt; mit Gewandtheit und Grazie schwang sich das Fräulein auf ihren

Zelter, und bald ging es dem dunkeln Walde zu, wo das Bellen der Doggen und der Schall der Hörner das scheue Wild aus seinen Schlupfwinkeln aufrief, um es in die Hände seiner Verfolger zu liefern.

Gegen Mittag wurde nach Jägerart ein Mahl im Freien eingenommen, und dann das Vergnügen weiter fortgesetzt, bis die Dämmerung und Kühle des Abends die Jäger wieder zur wirthlichen Heimath rief. Isabella hatte gezeigt, daß sie eine gewandte Reiterin und Jägerin sei, sie schien sich dem Prinzen absichtlich bemerkbar zu machen, aber leider erzwunkte sie nur das Gegentheil von ihren Wünschen — denn Siegmunds Herz konnte nur für Sanftmuth und jene holden Eigenschaften Gefühl haben, wodurch das Weib geeignet ist, das Rauhe, welches oft im männlichen Charakter vorzuherrschen pflegt, zu besänftigen.

Ganz mißmuthig kehrte er nach der Burg zurück, entschlossen, schon am folgenden Tage weiter zu ziehen. Er brach diesmal die Abendunterhaltung bald ab, und verfügte sich in sein Gemach. Fräulein Isabella schien mit seinem Benehmen nicht sonderlich zufrieden zu sein; als er daher den Speisesaal verlassen hatte, suchte sie sich für die Lange-

weile, welche ihr des Prinzen Unterhaltung, oder vielmehr das Gefühl ihrer eignen Schwächen verursacht hatte, durch gewohnte Scherze mit den bekannten jungen Rittern schadlos zu halten. Siegmund schritt indessen tiefsinnig in seinem Gemache auf und nieder. »Ich habe mich schrecklich geirrt, sprach er, jenes holde Engelsbild, welches, während ich in diesem Schlosse krank lag, war also nur eine Geburt meiner erhitzten Phantasie, und auch der Gesang in voriger Nacht wirkte nur deswegen so außerordentlich auf mich, weil meine Einbildungskraft überspannt war — so fahre denn hin du schöner Traum, der bisher meine Sinne so angenehm umgaukelte. Isabella ist wol ein sehr schönes Mädchen, aber ihr Geist harmonirt mit der reizenden Hülle nicht, und wenn diese, gedrückt von der Hand des Herbstes dahin welket, so bleibt jedes Herz unbefriedigt, das sich zärtlich an sie anschließen möchte; das Weib muß frühzeitig den Grundstein zu ihrer Bildung und der häuslichen Glückseligkeit legen, welche man dereinst von ihr erwarten soll. — Sanftmuth und holde Sittsamkeit sind die schönsten Perlen im weiblichen Herzen, dieses Gefühl, welches die Natur in ihre Brust gelegt hat, muß schon in früher Jugend ge-

pflegt werden, wie der Keim der lieblichen Rose, damit es allmählig festere Wurzeln schlagen, und zum Stamme werden kann, welcher die Blüthen häuslichen Glückes zu tragen im Stande ist.“

So sprach Siegmund zu sich selbst, und unmuthig darüber, daß er hier so wenig Befriedigung seiner Erwartungen gefunden hatte, warf er sich aufs Lager — aber der Schlaf floh ihn diesmal, er stand auf, lehnte sich ans Fenster, spiegelhell leuchtete die Mondkugel durch die graulichen Wolken, vom nahen Schloßgarten her trug der leise West aromatische Düste auf seinen Schwingen einher, und tief im Gebüsche verborgen, ließ noch ein einsamer Säng' er der Luft seine melodische Kehle ertönen. Siegmunden war so wohl und weh ums Herz, es duldete ihn nicht länger mehr im Gemache.

Achtes Kapitel.

Nächtliche Wanderungen.

Schon lag in der Burg alles im tiefen Schlaf versunken, da gürtete Siegmund sein Schwert um, und wanderte leisen Schrittes dem Garten zu —

mehreremale schritt er tief seufzend die Schattengänge auf und ab, ein innerer Gram preßte seine Brust zusammen, er setzte sich endlich in eine Laube und starrte, keines eigentlichen Gedankens fähig, nach dem alten Gemäuer, welches ihm gegenüber lag, und wo man durch die hohen, vom Zahne der Zeit ausgebrochenen Fenster in einen hohen gewölbten Gang blicken konnte.

Nicht lange saß er hier in Gedanken vertieft, als er von ferne in dem Gemäuer den Dämmerchein eines kleinen Lichtchens zu erblicken glaubte. Zwar war es plötzlich wieder dunkel, wahrscheinlich wie der Gang in Krümmungen fortlief — aber bald kam es wieder zum Vorschein, und nahm die Richtung durch das Ende des Ganges hin. Der Prinz stand vom Sitze auf, und ging dem halb verfallenen Gemäuer zu, schon war das Licht dem Ende nahe, doch konnte er noch eine weißverschleierte Gestalt erblicken, welche bald darauf um eine Mauerecke hinüber bog, und nun war alles seinem Blick entschwunden, nur tiefe Nacht umgab ihn, denn auch der Mond hatte sich hinter düstere Wolken verborgen.

Ein Mann wie Siegmund kannte keine

Furcht, zwar war er Anfangs bei dem Anblicke der weiß verschleierte Gestalt hier in mitternächtlicher Stille, einige Schritte betroffen zurückgetreten — aber schnell hatte er sich wieder gefaßt; ihm lag daran, das Abenteuer zu bestehen, er schwang sich auf eines der ausgebrochenen Fenster, und durch dieses in den Gang, und suchte nun so viel als möglich, im Dunkeln fortschreitend, die Richtung beizubehalten, welche die weiße Gestalt genommen hatte — vorsichtig bahnte er sich mit dem Schwerte den Weg, um nicht etwa in einen Abgrund zu stürzen. Endlich hatte er das Ende des Ganges erreicht, und stand nun, als er eine Ecke hinüberbog, vor einem hohen vergitterten Fenster, durch welches das vorige Licht wieder durchschimmerte, er trat näher, und befand sich vor der Burgkapelle — die Lampe stand auf einem kleinen Gestelle, und beleuchtete halb das Bild unsers gekreuzigten Heilandes, welches von großen silbernen Leuchtern umgeben, auf dem geweihten Altare prangte. Heiliger Schauer durchbebte den Prinzen, die tiefe Todtenstille umher, die magische Beleuchtung von der Lampe, und noch mehr als alles, das, jeden wahren Christen zur hohen Andacht stimmende Bild unsers allgütigen Er-

lösers, machte tiefen Eindruck auf sein religiös fühlendes Herz; er sank auf seine Kniee, bedeckte mit den Händen sein Gesicht, und sein Geist schwang sich in hoher Andacht zum Himmel empor. Kurz war sein Gebet, aber desto inniger hatte er Gott um seine Gnade, um seinen Segen angefleht. Jetzt schweifte sein Blick wieder freier in dem Innern der Kapelle umher, und er gewahrte mit Staunen eine weibliche Gestalt in weißem Kleide, welche an den Stufen des Altars in betender Stellung lag — dieser Anblick mußte natürlich auf Siegmund einen heftigen Eindruck machen — er wagte es kaum sich zu regen, um ja nicht die Betende in ihrer Andacht zu stören. Mit wahrer Inbrunst hob sie ihre Hände zum Himmel, ihre Andacht ging in Siegmunds Herz über, und auch ihm war es so wohl, sein Geist schien sich mit dem ihrigen zu dem Urheber aller Wesen empor zu schwingen.

Endlich erhob sie sich — noch einmal küßte sie die Stufen des Altars, dann nahm sie die Lampe und trat den Rückweg an. Der Prinz drückte sich noch tiefer in die dunkle Ecke zurück, um nicht gesehen zu werden, denn er wollte die nächtliche Wanderung nicht stören. — Jetzt schlüpfte sie durch das

Gitter, schloß dieses sorgfältig zu, und trat den Rückweg durch den Gang an. Wie sie hart neben Siegmund vorbei kam, mußte sie eine solche Wendung nehmen, daß ihr der Schein der Lampe gerade ins Gesicht fiel — welcher ein Anblick für den Prinzen — sie wars — lebhaft drängte sich das holde Engelsbild seiner Pflegerin in der Krankheit vor seine Seele — er gewann nur noch so viele Fassung über sich, um nicht vor Freude laut aufzuschreien — beinahe leblos starrte er ihr nach, wie sie langsam, gleich einem geistigen Wesen an ihm vorüber schwebte — ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren. — Da schlug der Seiger die zwölfte Stunde, und wahrscheinlich hatte die Gestalt um eine Ecke hinüber gebogen, denn vor Siegmunds Augen war plötzlich alles verschwunden.

Ganz betäubt langte er in seinem Gemache an, kein Schlaf kam in seine Augen — das Bild jener holden Jungfrau, welche er in den wenigen ruhigen Augenblicken seiner hitzigen Krankheit vor sich gesehen und für ein schützendes himmlisches Wesen gehalten hatte, war nun verwirklicht vor ihm gestanden — er hatte sich nicht getäuscht; das was er für ein Spiel seiner aufgeregten Phantasie gehalten,

hatte er nun nahe und lebend erblickt — aber wunderseftsam war ihm alles, ein undurchdringlicher Schleier schien über das Ganze ausgebreitet, und er wußte sich nicht zu rathen, wie er diese magische Hülle lüften könne. Endlich machte der Schlaf seinen, das Gehirn durchkreuzenden Gedanken ein Ende.

Es war gerade Jahrestag, daß die edle Burgfrau *Benigna* gestorben war, dieser war *Marien* immer heilig gewesen, da brachte sie immer mehrere Stunden in der Kapelle zu, und weihte sie der frommen Andacht. Nicht immer konnte sie dies zur gelegenen Stunde; die gegenwärtigen Burgbewohner, wenige ausgenommen, waren zu leichten Sinnes — je mehr der Mensch im Wohlergehen lebt, desto weniger ist er leider geneigt, ernstern Betrachtungen in seiner Seele Raum zu geben; nur zu leicht erstickt der Übermuth die besseren Keime in unserm Innern — und die arme *Marie* wurde daher oft spöttisch von dem leichtfertigen Burggenosse behandelt, wenn sie so oft nach der Kapelle ging, um sich der Andacht zu weihen; wer selbst nicht reinen Gewissens ist, beneidet stets andere darum — daher suchte sich das gute Mädchen einen

Schlüssel zur Kapelle zu verschaffen, und benützte, um allen sie tief betrübenden Spötteleien auszuweichen, die nächtlichen Stunden, um sich ungestört ihrer Andacht widmen zu können. So war es auch nun, wie hätte M a r i e sich denken können, daß der, den sie in seiner schweren Krankheit so sorgfältig gepflegt hatte, und dessen Bild seitdem nie mehr von ihrer Seele gewichen war, ihr so nahe sein, und sie in ihrer frommen Andacht belauschen sollte. Sie hatte wol erfahren, daß ein fremder vornehmer Herr in der Burg eingesprochen habe, aber sie kümmerte sich wenig darum, denn sie kannte ja kein größeres Glück, als ungestört in ihrer stillen Einsamkeit leben zu können.

Als der folgende Tag heranbrach, begab sich Siegmund, welcher nur wenig geschlafen hatte, in den Gang, betrat die Kapelle, betete dort andächtig, und begab sich wieder in den Garten, wo die frische Morgenluft und der Duft der vom Thau gekühlten Blumen und Kräuter ihn neu belebte.

Gedankenvoll saß er in einem der Schattengänge, da gewahrte er in der Ferne den Bogt, welcher ihn verwundet so liebeich aufgenommen hatte; der gute Alte hat krank gelegen, daher ihn Sieg-

mund bisher nicht zu Gesicht bekommen hatte; jetzt benützte er seinen ersten Ausgang, um den Knechten einige Abänderungen im Garten anzugeben. — Siegmund erkannte ihn beim ersten Augenblick und schritt freudig auf ihn zu. — Der Alte war vor Staunen ganz erstarrt, als er in dem Herzog von Cleve, dessen Hiersein er durch die Knechte erfahren hatte, den Fremden erkannte, welchen er so heldenmüthig gerettet und gepflegt hatte, — er wollte ehrfurchtsvoll seine Kniee beugen, doch der Prinz hielt ihn liebevoll auf, und sprach nun gar mancherlei mit ihm. — Ach, wie würde Fräulein Marie sich freuen, rief der Alte, wenn sie wüßte, daß sie zur Erhaltung eines so kostbaren Lebens beigetragen habe. Wer ist diese Marie, fragte Siegmund hastig, und erfuhr nun, zu seinem nicht geringen Erstaunen, den ganzen Zusammenhang der Dinge.

Sein Herz pochte laut vor Freude, daß er jene Gestalt, die er für ein Bild seiner Phantasie gehalten hatte, nun wirklich sehen sollte, aber das Ungewisse ihrer Geburt verdüsterte seine Stirne, doch beschloß er der Sache näher nachzuforschen. Als er gegen Mittag an der Tafel des Ritters saß, wußte

er das Gespräch auf die Bewohner der Burg zu lenken, und begann abermal von der nächtlichen Sängerin. Da er vorgab, Mariens Geschichte durch den Eremiten Herrmann erfahren zu haben, so konnte Hagemund nicht ausweichen, sein Verlangen, sie zu sehen, zu erfüllen. — Ein Knappe wurde an Marien mit dem Bedeuten gesendet, daß der Herzog von Cleve sie zu sprechen wünsche. Schüchtern und mit hochgerötheten Wangen trat sie in den Tafelsaal. — Der Prinz ging ihr entgegen — ihre Blicke trafen sich, und sie stieß einen lauten Schrei aus, als sie ihn erkannte. — Hohes Staunen bemächtigte sich Aller. — Siegmund aber leitete sie nach dem Stuhle, und erzählte, wie sehr er ihr zu hohem Danke verpflichtet sei. Eine solche That, sprach er, läßt mit Gold sich nicht belohnen, doch werdet Ihr mir gewiß die Bitte nicht versagen, diesen Ring zum steten Andenken aufzubewahren, und mich zugleich in Euer frommes Gebet einzuschließen. Marie nahm den Ring, sie konnte nicht sprechen, aber ihre hochgerötheten Wangen und ihr heftiges Beben zeigten nur zu deutlich, welche stürmische Empfindungen sich ihrer bemächtigten.

Der Prinz nahm nun Abschied von Allen, in-

dem er dem Ritter für seine treffliche Bewirthung dankte, und sich seinen größten Schuldner nannte. Die Rosse waren bereitet, der Prinz schwang sich schnell in den Sattel, und rasch donnerten die Hufschläge über die Brücke. — Vom Söller sah man ihm noch nach, und dann begab sich Marie in ihr Gemach, wo sie Gott innig dankte, daß dieses theure Leben erhalten, und ihr die ängstliche Besorgniß genommen sei, als ob der Unbekannte auf unrechten oder wol gar lasterhaften Wegen wandle.

Siegmund lenkte sein Pferd nach der ihm vom Vogte bezeichneten Gegend, in welcher der Eremit Hermann hauste, dort wollte er nähere Erkundigung über Marien einziehen, allein er erfuhr nicht mehr als er bereits vom Vogte wußte — der Eremit versicherte, daß über die frühern Ereignisse, oder eigentlich über die Schicksale ihrer Aeltern ein undurchdringlicher Schleier des Geheimnisses läge, welcher erst an ihrem zwanzigsten Geburtstage gelüftet werden dürfe. Siegmund zog daher müthig und unbefriedigt von dannen.

Neuntes Kapitel.

Die Stürme des Unglückes nahen.

Der Empfang Mariens von dem Prinzen war weder Hagemunden noch Isabellen gleichgiltig geblieben — beide hatten die Hoffnung genährt, ihn mit den Rosenbanden der Liebe zu fesseln, und Isabelle hatte keine Bemühung gespart, welche ihr Koketterie eingab, um diese Absicht zu erreichen; sie zweifelte immer noch nicht, durch das Feuer ihrer Blicke die eisige Rinde zu brechen, welche, wie ihr schien, die Natur um sein Herz gezogen habe, als er aber nun bei Mariens Anblick nur zu sehr seine Empfindungen verrieth, sahen beide alle Hoffnung entschwunden, und Wuth bemächtigte sich ihrer Herzen. Isabelle sah durch ihre nie geliebte Gespielin sich in ihren glänzenden Hoffnungen verdrängt, und die ohnehin kaum merkbare Zuneigung verwandelte sich nun vollends in den bittersten Haß. — Sie sehnte sich nach Rache, denn sie hoffte, wenn Marie aus dem Weg geräumt sein würde, so könnte vielleicht doch noch Hoffnung sein, den Prinzen zu fesseln, allein sie wußte nur noch nicht, welchen Weg sie einschlagen

solte, bis der Zufall ihr endlich die Gelegenheit dazu an die Hand gab.

Arthur, der Nefse Hagemunds, war von einer langen Reise durch Italien, Frankreich und Deutschland zurück gekehrt. Nicht bald hatte die Natur solch ein verdorbenes Herz mit einer so schönen Außenseite bedeckt. — Arthur konnte der lebenswürdigste Mann seines Zeitalters genannt werden, denn eben so einnehmend wie seine Gestalt war sein Benehmen. Isabelle fühlte beim ersten Anblick eine heftigere Zuneigung, als sie bisher gegen alle ihre Freier empfunden hatte — sie machte Hagemunden davon kein Geheimniß, und diesem war solch eine Verbindung noch willkommener, denn er konnte seinem würdigen Nefsen kein größeres Glück bereiten. — Isabelle zitterte aber um so mehr für diese ihre neue Liebe, Mariens wegen, — das Verderben derselben mußte also schnell herbeigeführt werden.

Um diese Zeit griff die Gewalt der unbekanntesten Bewaffneten immer weiter um sich, hie und da wurden Edelsitze überfallen, zwar nichts geraubt oder geplündert, aber die Gebieter ihrer ungerechten Thaten wegen streng gezüchtigt — überall,

wo diese unbekannten Rächer hausten, fand man an den Mauern die Worte: »Strafe für begangenes Unrecht« angeschrieben. Alle Burgherren und Bögte zitterten von Neuem, und hielten wiederholt zahlreiche Zusammenkünfte, da es aber nicht möglich war, die geringsten dieser unbekannten Rächer zu entdecken, so sandten sie endlich eine Botschaft an das Hoflager des Kaisers nach Worms, durch welche natürlich die Thaten dieser Unbekannten mit den schwärzesten Farben geschildert wurden. Der Kaiser entbrannte über die ihm gemachte Schilderung des höchsten Unrechtes hoch in Zorn; er ordnete eine Kommission zur genauen Untersuchung an, und ließ eine große Belohnung für den festsetzen, welcher den Aufenthalt der Unbekannten entdecken würde, sowie jedem ihrer Mitgenossen mit den grausamsten Strafen gedroht wurde.

Diese Verfügungen wurden bald im ganzen Gaue bekannt, und wie ein verheerender Blitzstrahl fuhr der Rachgedanke in Isabellens Gehirn, denn es war nicht zu zweifeln, daß die Unbekannten in allen Burgen ihre Mitwisser haben müssen; weil ihnen auch nicht die kleinste, noch so verborgen verübte Ungerechtigkeit entging. — Sie allein war

jedoch nicht im Stande, ihren Plan in Ausführung zu bringen, doch fand sie in Hagemunds Leibknappen einen würdigen Gehilfen ihrer Schandthat.

Die Abgeordneten des Kaisers langten an — ihr erstes Geschäft war, alle Burgen genau zu durchsuchen, ob man vielleicht auf diesem Wege zu irgend einer Spur gelangen könnte. Unermuthet sprachen sie in den Burgen ein, doch konnte so etwas nicht verschwiegen bleiben, und wenn irgendwo Mitwiffer sich aufhielten, so fanden sie Zeit genug, alles was Verdacht erregen konnte, zu beseitigen; daher auch die ganze Sorgfalt der Abgeordneten ohne Erfolg blieb. Auch nach der St. Georgsburg kamen sie. Hagemund empfing sie mit jener Ehrerbietung, welche kaiserlichen Abgeordneten zukam, und betheuerte, daß keiner seiner Leute sich irgend eines Verdachtes schuldig gemacht habe — doch konnte diese Bethuerung die Abgeordneten nicht abhalten, sondern alles wurde auf das Genaueste durchsucht; kein Winkel blieb verschont, beinahe im ganzen Hause wurde das unterste zu oberst gekehrt, aber auch hier war alle Mühe fruchtlos. Noch war Mariens Gemach übrig, auch hierher nahmen sie ihren Weg — sie hatte bereits vernommen, was

im Schlosse vorgehe, und empfing daher die Eintretenden mit jener unbefangenen Gelassenheit, welche der Unschuld und Tugend eigen ist. — Ohne Murren ließ sie ihre wenigen Habseligkeiten durchwühlen; vorher aber hatte sie ihr liebes kleines Bildniß des heiligen Georgs im Busen verborgen. — Keine Spur von etwas Verdächtigem fand sich; da bemerkte endlich einer der Anwesenden ein kleines Thürchen in dem Getäfelwerk des Gemaches — er verlangte den Schlüssel dazu; Marie versicherte keinen zu besitzen, indem ihr noch gar nie eingefallen wäre, diesen Schrank näher zu durchsuchen. Möglich, aber nicht wahrscheinlich, sprach einer der ernstesten Männer, und befahl das Thürchen zu sprengen — es geschah — er fand darin einen Dolch, auf dessen Klinge die Worte: »Strafe für begangenes Unrecht« eingegraben waren. »Ei, ei,« sprach einer der Herren, »da wären wir ja so ziemlich auf einer Spur, denn dieß ist ja der gleichne- rische Wahlspruch der verborgenen Bösewichte; wir wollen doch noch weiter sehen, hier ist ja noch eine Börse mit Gold — so zahlreich wird wol der Sparpfennig des Jüngferchens nicht sein — und

hier eine Pergamentrolle — laßt doch sehen, was darauf geschrieben steht.« — Er las:

Liebe Marie!

»Im Namen der verborgenen Brüder danke ich dir für die Nachrichten, welche du uns aus »der Georgsburg mittheiltest. Bald wird Hagemunds Sündenpack vollwichtig sein, und auch er »wird der Strafe der Richter im Verborgenen anheimfallen; benütze das Gold um uns Anhänger »zu verschaffen, wenn die Stunde der Rache nahe »ist, solst du es noch früh genug erfahren, so wie »den Ort, wo dich Flüchtige in seinen Schutz nehmen wird Dein

Gideon.«

Staunend standen alle umher, Marie war todtenbleich, denn in dem Augenblicke stellte sich ihr die Gefahr, in welcher sie schwebte, in ihrer ganzen Größe dar. — »Dadurch, sprach der ernste Mann, ist unsere Mühe nun hinreichend belohnt, und die Folter wird schon das Geständniß erpressen, wo dieser Gideon mit seinen Schandbrüdern zu erfragen sei.« — Auf seinen Befehl wurde Marie sogleich ergriffen, und Hagemund mußte dafür haften, daß sie nicht aus der Gefangenschaft ent-

komme, bis man weitere Anstalten getroffen habe. Das haltbarste und sicherste Gewölbe in der Burg war jenes, in welchem sich die Statue des heiligen Georg befand, dahin wurde die unschuldige Marie unter den gräulichsten Verwünschungen Aller gebracht, und enge eingeschlossen.

Man kann sich denken, welche bittere Gefühle ihr Herz durchbeben, sie wußte sich so schuldlos, und war nun nicht nur mit dem gräßlichsten Verdachte bedeckt, sondern sie konnte nur mit Schauern an das Schicksal denken, das ihr bevorstand. Die Folter und der schmäblichste Tod zeigten sich ihr im Hintergrunde, und sie sank endlich von Schrecken und Wehmuth zugleich ergriffen, bewußtlos zu Boden. — So fand sie der Vogt, welcher ihr mit Thränen in den Augen Nahrung und die Nachricht brachte, daß sie in der zweiten folgenden Nacht hier abgeholt und ihren Peinigern übergeben werden würde.

Als sich Marie in etwas erholt hatte, sank sie vor ihm auf die Kniee, und betheuerte ihre Unschuld, allein der Vogt konnte nichts weiter für sie thun, als sie bemitleiden. — Sie bat ihn mit gerungenen Händen, dem Vater Herrmann ihr

trauriges Schicksal zu berichten, er versprach einen treuen Boten an ihn zu senden, da ihn selbst seine Schwäche darin hindere. Als M a r i e wieder allein war, warf sie sich mit blutendem Herzen vor der Statue des heiligen Georgs nieder, und flehte unter heißen Thränen um seine Fürsprache, daß Gott sich ihrer in ihrem höchsten Elende erbarmen, und den Tod ihr senden möge, um den bevorstehenden Qualen zu entgehen. — O du allmächtiger Gott, sprach sie, ohne dessen Willen kein Wurm zertreten wird, erbarme dich doch diesmal der hilflosen Unschuld, und versage mir deinen gütigen Beistand nicht — verbreite Licht über diese Nacht des Geheimnisses, die nun so schwer auf mir liegt, und laß nicht meine Ehre geschändet bleiben. — O mein allerbarmender Vater, bewahre mich vor den entsetzlichsten Qualen, welche mir bevorstehen, um von mir die Entdeckung eines Geheimnisses zu erpressen, von dem ich gar nichts weiß, o rette, rette mich von dem schmählischen Tode am Hochgerichte.

Ganz erschöpft von der Heftigkeit des Schmerzens, und von der gräßlichen Angst, welche sie durchlebte, sank sie vor den Füßen des Heiligen in dumpfes Dahinbrüten hin, bis endlich ein Thrä-

nenstrom ihrem gepreßten Herzen einige Erleichterung gab. So schwanden einige Stunden dahin, und die gänzliche Abspannung aller Kräfte zog endlich einen leisen Schlummer herbei, welcher jedoch in der heftigsten Gemüthsbewegung weder ruhig noch erquickend sein konnte.

Zehntes Kapitel.

Hilfe und neue Gefahr.

Erschrocken fuhr sie plötzlich empor, denn sie glaubte ein tiefes Gepolter unter sich zu vernehmen; da sie nicht wußte, wie sie in der Zeit war, währte sie, daß man jetzt schon komme, sie ihrem schrecklichen Schicksale entgegen zu führen; sie verbarg sich in einer Ecke des Gewölbes, und sah mit vor Angst halb erstarrtem Auge nach dem von der Lampe beleuchteten Heiligen. Keine Phantasie hatte sie getäuscht, denn abermals ließ sich das Gepolter vernehmen — unter ihr ertönte Kettengerassel und das Schnarren eines Räderwerkes, und plötzlich rollte die Statue von ihrem Platze, und ein Lichtschimmer drang aus der Tiefe herauf, Marie glich vor Entsetzen einem Marmorbilde.

Jetzt nahte eine menschliche Gestalt mit einer Lampe in der Hand — hell beleuchtete diese sein Gesicht, und Marie erkannte in ihm den ehrwürdigen Vater Herrmann. Mit einem lauten Schrei der Freude sank sie zu seinen Füßen. »Unterdrücke deine Empfindungen,« sprach der Greis, »denn hier ist keine Zeit zu verlieren, wenn du dem drohenden Unglücke entgehen willst, sammle deine Kräfte und folge mir augenblicklich.« — Marie raffte sich empor, der Gedanke, der bevorstehenden Gefahr zu entgehen, schien ihr neue Kräfte zu geben, an Vater Herrmanns Hand gleitete sie die Stufen hinab. Herrmann trieb ein Räderwerk, die Öffnung schloß sich, und sie hörte deutlich, wie die Statue wieder an ihren Platz hinüber rollte.

Nun befanden sie sich in einer schauerlichen Tiefe, gleichsam abgesondert von allen lebenden Wesen; immer mehr führten die Stufen abwärts, bis sie endlich ein niederer Erdgang aufnahm, durch welchen sie nur gebückt vorwärts schreiten konnten. — Die faule eingeschlossene Luft legte sich so schwer auf Mariens Brust, daß sie kaum mehr athmen konnte, so sehr waren ihre Kräfte erschöpft. Herrmann befahl ihr auszuruhen, er zog ein Fläsch-

hen Wein hervor, woran Marie sich etwas labte und wieder neue Kräfte gewann. Endlich führte der Gang aufwärts, und nachdem sie beinahe eine Stunde fortgewandert waren, wehte ihnen kühle freie Luft entgegen. — Marie konnte nun wieder freier athmen; sie wanden sich durch verworrenes Gesträuche, und der dichte Wald nahm sie in seine Schatten auf.

Bald hatten sie Herrmanns Einsiedelei erreicht, hier war Mariens erstes Geschäft, daß sie sich vor dem Bilde unsers Heilandes niederwarf und mit gerührtem Herzen für ihre wunderbare Rettung dankte. Mit Begierde genoß sie etwas warme Brühe, welche ihr der Klausner indeß bereitet hatte, und sank dann von Müdigkeit übermannt auf das Laublager zurück, um im erquickenden Schläfe neue Stärkung zu sammeln.

Mitternacht mochte vorüber sein, denn noch lag dicke Finsterniß über die Erde verbreitet, da fühlte sie sich sanft aus dem Schläfe empor gerüttelt. — Vater Herrmann stand vor ihr. »Mein Kind,« sprach er, »mir ist leid, daß ich Deinen Schlummer stören muß, aber wenn nicht neue Gefahr Dir drohen soll, und du Deinen Verfolgern ent-

gehen willst, so ist es höchste Zeit zur Flucht. — Hier hast Du Pilgerkleider, ziehe Dich schnell um, und folge mir — denn wir werden einige Tagereisen zurück zu legen haben, ehe wir behaupten können, in voller Sicherheit zu sein.

Marie befolgte seinen Willen unverzüglich, der Klausner färbte mit einer Salbe ihr Gesicht, und dann verließen sie schnell die Klausen. — Auf ihm wohlbekanntem Wege führte Hermann seine Begleiterin durch das immer dichter werdende Gebüsch. Beinahe zwei Tage währte ihre Reise — der mitgenommene Vorrath war aufgezehrt — immer banger blickte Hermann umher, er bestieg endlich einen Baum, um die Gegend zu erspähen. Gottlob, rief er, indem er herabkletterte, wir haben uns nicht verirrt, eine halbe Stunde Weges noch, und wir sind an dem Orte Deiner Bestimmung. Mit erneuerter Kraft schritt die geduldige Marie neben ihm her, als sie endlich hohe Mauern und Thürme gewahrte, welche über die Gebüsch hervorragten; Hermann sagte ihr, daß dieß ein Frauenstift sei, in welchem er ihr so lange Unterstand verschaffen wolle, bis die Umstände erlauben würden, für sie weiter zu sorgen. — Sie wurden von der Pfört-

nerin freundlich aufgenommen, denn Vater Hermann schien dort sehr bekannt zu sein; man führte Marien in ein kleines Gemach, er aber wurde zur Oberin in das Sprachzimmer berufen. Länger denn eine Stunde war er abwesend, dann bedeutete er Marien, daß er mit der Oberin alles ins Reine gebracht habe, und sie hier ungestört so lange verweilen könne, bis er ihr weitere Nachricht senden oder selbst kommen werde.

Er nahm herzlichen Abschied von ihr; Marie wurde nach einer Zelle geführt, wo man ihr Nonnenkleider gab, und bald darauf wurde sie zur Oberin des Stiftes berufen. Diese war eine bejahrte ehrwürdige Frau, welche sie liebevoll empfing — ihr zur überstandenen Gefahr von ganzem Herzen Glück wünschte, und überhaupt ihr noch zügendes Herz durch religiöse Tröstungen zu erheitern suchte. Hierauf wurde Marie einer alten Laienschwester übergeben, welche sie in den vorzüglichsten Gebräuchen dieses frommen Hauses unterrichtete. — Bald fühlte sich Marie in diesen heiligen Hallen recht glücklich, und es war ihre größte Freude, mit den andern Schwestern in den Chor zu gehen, wo sie durch die frommen Gesänge

ihr Herz immer mehr zur Andacht gestimmt fühlte. Wie innig dankte sie da Gott für ihre Rettung, wie inbrünstig flehte sie zur Himmelskönigin, daß durch ihre alles vermögende Fürbitte der gütige Gott sich ihrer erbarmen, und ihre Unschuld entdeckt werden möchte. — Was sie ungemein erfreute, war die Erlaubniß Hermanns, ihm schreiben zu dürfen; ein Bote des Klosters besorgte die Briefe, und kam immer mit der Antwort zurück.

So strichen einige Monate in ungetrübter Ruhe und Heiterkeit dahin, da meldete man die Ankunft des neuen Schirmvogtes, denn der frühere war schon ein schwacher Greis, und konnte dies Geschäft um so weniger mehr besorgen, da die unruhigen Zeiten einen rüstigen, umsichtsvollen Mann nothwendig machten; er kam gerade zu der Zeit im Kloster an, als die Schwestern paarweise vom Chor zurück gingen, um sich wieder nach ihren Zellen zu begeben. — Jede ging mit einem ehrerbietigen Gruß an ihm vorüber, er aber schien keine seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, da er im ernstesten Gespräche mit der Oberin begriffen war. — Jetzt kam auch Marie mit ihrer Gefährtin, auch sie neigte sich demüthig, aber der Vogt verstummte plötzlich in

seinem Gespräche — sein Auge ruhte forschend und voll Ausdruck auf *Marien*, und als sie vorüber war und nochmal zurück blickte, sah sie, daß auch seine Augen ihr forschend nachfolgten. — Sie kannte den Mann nicht, und doch schien ihr, als hätte sie ihn schon irgendwo gesehen; aber vergebens strengte sie ihre Erinnerungskraft an, sie konnte sich durchaus auf nichts mit Bestimmtheit entsinnen, und dennoch fühlte sie ein inneres Mißbehagen, so oft sie sich seiner erinnerte, es schien nicht anders, als ob eine geheime Ahnung ihr sagen wollte, daß dieser Mann ihr noch manche trübe Stunde bereiten würde.

Der neue Vogt ließ sich sein Amt sehr angelegen sein, er hatte manches in Ordnung zu bringen, welches sein Vorgänger bei seiner Altersschwäche versäumt hatte, daher war er auch sehr oft im Stifte, und hatte viel mit der Äbtissin zu verabreden. So oft *Marie* erfuhr, daß er hier sei, blieb sie in ihrer Zelle verschlossen, aber demohngeachtet war es nicht möglich, ihm immer auszuweichen, denn oft kam er unerwartet, und wußte es immer so einzurichten, daß er die Schwestern zu sehen bekam. Alle schienen ihm stets gleichgiltig, nur allein auf *Marien* ruhte immer sein forschender Blick, und

hatte stets so etwas Abschreckendes an sich, daß sie immer heftig davon ergriffen wurde, — sie sprach darüber mit der Äbtissin, allein diese kannte den Bogt von der besten Seite, und wußte ihr stets alle Zweifel zu benehmen.

Eines Abends, als Marie im Garten vertieft im Nachdenken über die so wunderbaren Fügungen Gottes lustwandelte, begab sie sich in eine Laube, legte sich dann auf eine Rasenbank, um etwas auszurufen, denn eine unbeschreibliche Mattigkeit hatte ihre Glieder befallen, und sie schlief ein; als sie erwachte, war lange schon die Stunde vorüber, bis wohin den Schwestern erlaubt war, im Garten bleiben zu dürfen. Diese Todtenstille lag um sie her ausgebreitet, der Mond blickte bereits dämmernd durch die Bäume. Marie ward ängstlich, denn die Pforte, durch welche sie wieder in das Innere des Gebäudes gelangen konnte, war bereits verschlossen; nur ein Zufluchtsort blieb ihr noch übrig, sich in eine kleine Kapelle zu begeben, welche sich im Hintergrunde des Gartens befand; dahin nahm sie jetzt ihren Weg, und eben war sie dem Eingange nahe, als sie in der Ferne die Schattengestalt eines Mannes heran nahen sah — sie bebte, sie konnte das

Gitter, welches in die Kapelle führte, nicht öffnen, denn es drehte sich mit lautem Geknarre in seinen Angeln: und so würde sie sich dadurch verrathen haben; es blieb daher nichts übrig, als sich in dem Schatten eines Vorsprunges von der Mauer zu verbergen, ihr war dabei so unheimlich zu Muthe, daß ihr Herz laut zu pochen anfing.

Jetzt war ihr diese Mannsgestalt ziemlich nahe gekommen, und sie erkannte in ihm den Oberknecht des Stiftes, welcher über die übrigen männlichen Dienstleute die Aufsicht führte. Er stand unfern von ihr stille, und schien etwas erwarten zu wollen. Nicht lange hernach vernahm Marie in der Ferne ein Händeklatschen, welches dieser sogleich erwiederte. — Rasch kam ein Mann aus dem Gebüsch herbeigeeilt, und zu ihrem nicht geringen Schrecken überzeugten sie bald Gang und Sprache, daß es der Schirmvogt selbst sei.

»Nun, wie ist es Klaus, wirst du Dein Wort erfüllen können?« fragte der Vogt.

»Allerdings, gestrenger Herr,« entgegnete jener, »wenn ich mich einer Sache unterziehe, so muß sie auch ausgeführt werden, es mag nun schon gehen, wie es wolle, und zudem ist ja das Geld, so

Ihr mir gegeben habt, eine gar mächtige Triebfeder gewesen, welcher unser einer nicht leicht widerstehen kann.«

»Wie glaubst du es aber anzufangen?«

»Laßt nur mich sorgen, von heute an in der dritten Nacht ist die Dirne in Eurer Gewalt, wer wird denn Mitleiden mit einem solchen Geschöpfe haben, das so viel Unheil stiftete, und geheimes Einverständniß mit einer ruchlosen Räuberbande unterhielt — fort mit ihr auf den Rabenstein, wohin sie gehört, und wenn sie auch durch unbegreiflichen Herenspuß aus dem Gewölbe in der Georgsburg entkommen, so kann doch dieser in unsern Mauern keine Wirksamkeit haben — mir entkommt sie gewiß nicht.«

»Wie will ich mich freuen, sie dem Gerichte überliefern zu können. Mein Bruder und seine zwei Söhne sielen durch die verkappten Mörder, ich habe blutige Rache geschworen, und diese soll der Bübin auch fürchterlich werden; unter den grausamsten Martern soll sie den Aufenthalt ihrer Schandgenossen entdecken müssen. — Nun sage an, wackerer Geselle, wie wirst du das beginnen?«

»Die Dirne steht mit einem Eremiten im Brief=

wechsel, ich habe den Boten schon auf meine Seite gebracht, ich habe das letzte ihr nicht übergebene Schreiben von ihm in Händen, und kann daher seine Schrift genau nachahmen. Von heute an in der dritten Nacht ist hier ein großes Fest, wo sich die Schweftern alle Jahre zwangloser unterhalten können. Da geht es nun natürlich, wie das bei jungem Blute nicht anders möglich ist, bunt durcheinander; diese Nacht also ist es, welche zur Ausführung meines Unternehmens bestimmt ist. — Die Dirne wird ein Schreiben von dem Klausner erhalten, wo er sie in den Garten bestellt, weil er ihr ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen habe — so geht das Bögelchen in das Garn — sobald ich Euch ein Zeichen gebe, springen Eure Knechte schnell aus dem Dickigt hervor, verstopfen ihr den Mund — das hintere Pfortchen ist geöffnet, und dann rasch fort mit ihr über alle Berge.«

»Stille, hörtest du nicht dort bei dem Mauer-
vorsprung etwas rauschen?«

»Warum nicht gar — der Wind ist's, der sich allmählig stärker erhebt — seht ihr denn nicht, daß er stürmische Wolken zusammenjagt, in Kürze wird es in ein schreckliches Gewitter ausbrechen, daher

laßt uns nun scheiden, gestrenger Herr. — Doch noch eins, wie steht ihr mit der Frau Oberin?«

»Im besten Einvernehmen, auf uns beide fällt kein Verdacht, und wenn auch dieß nicht der Fall wäre; so ist sie ja der Dirne ohnehin nicht gewogen: ich ließ schon manche Bemerkung deßhalb fallen, und sie schien froh zu sein, wenn sie diesen gefährlichen Gast auf gute Art los werden könnte. Jetzt genug davon, ich erwarte die bestimmte Nacht mit Sehnsucht, und wenn alles trefflich gelingt, so kannst du noch auf eine gute Belohnung rechnen, du weißt ja, daß ich Wort zu halten gewohnt bin.«

Beide entfernten sich, und Marie blieb in der größten Angst zurück. Also auch hier, wo sie froh gewesen war, Schutz und Ruhe zu finden, sollte sie außs Neue das Unglück verfolgen. In dumpfes Dahinbrüten versunken, erweckte sie endlich das Geheul des Sturmes; ohne daß sie es bemerkte, hatte sich das schrecklichste Gewitter zusammengezogen, und der Regen schoß in Strömen herab, nichts blieb ihr übrig, als sich in die Kapelle zu flüchten. — Dort nahm sie dem Altare gegenüber ihren Platz. Ihr Herz pochte laut vor Kummer, das immer heftiger werdende Gewitter vermehrte noch mehr ihre pein-

liche Lage, Blitze durchkreuzten die Luft, von dem Rollen des Donners begleitet, der Sturm heulte fürchterlich, sie sah sich ganz allein, abgesondert von der übrigen Welt mitten in den Schrecknissen des Gewitters, und mit dem gräßlichsten Stachel der Angst in dem klopfenden Busen. — Ihre Lage war verzweiflungsvoll; was blieb ihr in dieser Stimmung übrig, als der einzige und schönste Trost des Menschen im Unglücke, zu Gott und seiner heiligen Religion ihre Zuflucht zu nehmen. — Vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes, welches die Kapelle schmückte, warf sie sich auf ihre Knie, und flehte um Gnade und Erbarmen in ihrer schrecklichen Noth — sie war keines bestimmten Gedankens fähig, wie sie sich vor dem ihr bevorstehenden Unglücke retten könne. Von der Äbtissin konnte sie keinen Beistand erwarten, denn nie würde sich diese eines Geschöpfes wegen, dem sie noch überdies schon gram war, mit dem Schirmvogte entzweien, nicht einmal an ihren Freund und Retter Herrmann konnte sie schreiben, da der Bote von ihren Verfolgern gewonnen war. Jede Aussicht der Rettung war für sie verloren, Gott allein vertraute sie ihre Hilfe an, nur er, der in den verworrensten Dingen jene,

welche fest auf ihn und seine unendliche Barmherzigkeit bauen, den Weg des Heiles zu führen im Stande ist — nur er allein, der allgütige Vater, der da, wo ringsum die Stürme des Unglücks toben, mit einem Winke nur die Wetternacht in die freundliche Morgenröthe umschaffen kann, konnte hier Beistand und Hilfe leisten, wo die Ärmste ringsum, von den schauerlichen Abgründen umgeben, keinen Ausweg finden konnte, um nicht in die Tiefe zu stürzen.

Erschöpft sowol von der Angst als auch von dem aus ganzer Seele und auch aus ganzem Herzen sich erhebenden Gebete, schloß, bei der tiefen Todtenstille, welche nun nach beendetem Gewitter eingetreten war, ein sanfter Schlummer ihre Augen, welcher sie allmählig in das Gebiet gaukelnder Träume hinabzog. Da schien es ihr, als ob sie am Rande eines gräßlichen Abgrundes läge — mit vom Schrecken weitgeöffneten Augen starrte sie in die Tiefe hinab, aus dem ihr, dem Donner ähnlich, das dumpfe Gebrause eines unten vorbeitosenden Stromes entgegenscholl, dessen Fluten den Tod dem zuriefen, der sie berühre — ach, und hinter ihr hörte sie das Brüllen heißhungriger Raubthiere, welche heran-

nahten, sie als Opfer ihres Blutdurstes zu zerfleischen — mit jedem Augenblick mehrte sich ihre Noth, sie wollte weiter, und die Angst hatte bleischwer ihre Glieder befallen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnte — und sieh, plötzlich umschloß sie der Morgendämmerung rosigter Schimmer, und aus dem bunten Gewirre der sich untereinander treibenden Wolken, formte sich eine Lichtgestalt, welche sich ihr hold und freundlich lächelnd näherte, und durch ihren liebevollen Blick himmlischen Trost in das von Entsetzen erstarrte Herz träufelte. Mit unbeschreiblicher Anmuth reichte das Engelsbild ihr die weiße Schwanenhand, und gleichsam, wie von einem leisen Westwinde empor gehoben, schwebte sie mit ihr dem Abgrund entlang nach dem ferneren Gesilde. — Plötzlich änderte sich die Scene, wo zuvor die blumige Flur in voller Üppigkeit blühte, starrte sie nun eine mit Schneeflocken bedeckte Wintergegend an — die Sonne spiegelte sich in den mit Eis umzogenen Bäumen, und schien sie mit glänzenden Juwelen zu schmücken; vor ihr erhob majestätisch der St. Gotthard sein beeistes Haupt, unter ihm das mit weißlichem Grau umgebene Schneegewölke. — Von ihm herüber ertönte das Glöckchen in dem

Hospitale, und verkündete den Trost einer baldigen Herberge dem abgematteten Wanderer. — „Den Gipfel dieses Berges mußt du erklimmen, jenseits harret dein noch ein dorniger Pfad, doch betritt ihn kühn, und baue auf die Gnade des Ewigen, der mich als tröstenden Engel dir zusandte, er wird dir helfen, auch diesen schweren Weg zu überstehen, und aufs neue werden dann die Blumen der Freude dir blühen. — So sprach die holde Luftgestalt, und mit einem Male war das ganze Zauberbild vor ihrer schauenden Seele entschwunden.

Sie erwachte, anhaltend war ihr Schlummer gewesen, denn schon begann allmählig der Morgen heranzudämmern. Marie fühlte sich neu gestärkt — sie eilte dem Eingange ins Stift zu, die Thüre war nur angelehnt, die Pförtnerin saß unfern davon und schlummerte, und so konnte Marie ungesehen in ihre Zelle schlüpfen.

Sie kleidete sich um, damit sie anständig im Frühchor erscheinen konnte, wohin sie sich, als das Glöckchen das Zeichen gab, andächtig verfügte. Eine wunderbare Seelenstärke war ihr eigen geworden, welche sie sich selbst nicht erklären konnte, so oft sie aber ihr Gesicht im frommen Gebete mit bei-

den Händen bedeckte, stand lebhaft das Bild des eifigen St. Gotthard vor ihr, und sie glaubte selbst in den Orgeltönen den anlockenden Ruf des Glückchens zu vernehmen. — Ja, sprach sie zu sich selbst, dahin will ich, es ist Gottes Fingerzeig, der mich meiner Bestimmung entgegen führt, und soll es mein Loos sein, in einen der schneebedeckten Abgründe zu stürzen, so bin ich doch den mir drohenden Martern und der Schande enthoben, und der allerbarmende Gott wird meine entfliehende Seele in seine himmlischen Wohnungen aufnehmen.

Gilftes Kapitel.

Der St. Gotthard.

Marie ließ von dieser fixen Idee nicht mehr ab — den Tag über erkundigte sie sich bei einem alten Manne, welcher öfters um Almosen nach dem Stifte kam, um den Weg, welchen man zu nehmen habe. Sie erfuhr, daß es ohne Führer nicht möglich sei, ohne Lebensgefahr weiter zu kommen, daß aber am Fuße des Berges mehrere Leute wohnten, welche die des Weges unkundigen Wanderer leiten. Ach Jüngferchen, sprach der Alte, wenn meine

Kräfte es erlaubten, wollte ich wol selbst gerne diesen Weg noch einmal unternehmen, denn bei dem Kirchlein oben wohnt mein Bruder, den ich gerne noch einmal sehen möchte, wer weiß ob ich nicht dennoch die Reise noch unternähme, wenn ich den Führerlohn und die Kost bestreiten könnte.

Marie blickte dem Alten ins Gesicht, sein aufrichtiges Herz lag in seinen Augen, und da nun einmal die Bilder ihres Traumes einen zu bedeutenden Eindruck auf ihre ohnehin äußerst lebhaftes Phantasie gemacht hatten, so fand sie auch schnell in den, obgleich veralteten Zügen eine Ähnlichkeit mit dem geistigen Wesen, das sie über den Abgrund geleitet hatte.

»Ihr habt also einen Bruder auf dem Gottshard?« sprach sie weiter.

»Ja wol, erwiederte jener, auch eine Schwester in Worms — eine alte ehrbare Witwe — ach, diese Beiden noch einmal zu sehen, wäre mein einziger Wunsch, dann wollte ich ja gerne sterben.«

»Dieser Wunsch könnte erfüllt werden, wenn ihr verschwiegen und ehrlich handeln wollt.«

»Ach, du mein lieber Himmel, verschwiegen zu sein, habe ich in dieser Welt wol gelernt, und

ehrlieh — bei Gott, dieses graue Haupt ist keines Betruges fähig.“

»Gut, hier habt Ihr einige Silberstücke, welche hinreichen werden, Vorrath anzuschaffen, für Eure übrigen Auslagen bis nach Worms soll gesorgt werden. Hört mich also an: Morgen Nachts, wenn der Zeiger die zehnte Stunde schlägt, harret an dem Hinterpfortchen des Stiftes — ein Pilger wird Euch die Losung: Gott sei mit uns, geben, und dann schnell vorwärts mit diesem zum bestimmten Ziele. — Noch eins, wißt Ihr die Klause des Eremiten-Herrmann nächst der Georgsburg?«

»Wie sollte ich nicht, da ich so oft schon bei ihm einsprach, und mir manchen süßen Trost dort abgeholt habe.

»Habt Ihr niemanden Vertrauten, den Ihr mit einem beschriebenen Blatte dorthin senden könntet.«

»Ja wol, mein Nachbar der Köhler Mar wäre sogleich bereit —«

»Nun denn, so sei es mit Gottes Beistand gewagt, nehmt dieses Blatt — sie schrieb bloß den Namen Worms darauf — und hier diese Münze zum Botenlohn, er hat bloß das Blatt aus dem

Stifte hier abzugeben, und auf keine weitere Antwort zu warten. Gott segne Eure Schritte.“

So weit hatte Marie ihre Angelegenheiten mit einem Muthe geordnet, der ihr bisher ganz fremd geblieben war, sie schrieb alles einer höhern Eingebung zu, und traf nun ihre weitem Anstalten. Sie schützte eine Unpäßlichkeit vor, eilte in ihre Zelle, und da die Schwestern des morgigen Festtages wegen sehr viel beschäftigt waren, so gingen sie sämmtlich später wie sonst gewöhnlich zur Ruhe, demungeachtet aber hatte doch vor der neunten Stunde der Schlaf allenthalben sein Lager aufgeschlagen.

Marie hatte ihr Pilgerkleid im Garten versteckt, die größte Schwierigkeit war nun noch, wie sie die Pfortnerin täuschen, und in den Garten kommen könne, allein auch hier schien ein günstiger Zufall seine Hand im Spiele zu haben, denn die alte Schwester saß halb schlaftrunken vor ihrem Pforter, und ließ allgemach den Kopf auf das Buch sinken. Marie benützte den günstigen Augenblick, sie öffnete so behutsam als möglich das Pfortchen, und schnell war sie im Gebüsch des Gartens.

Ihr erster Gang war nach der Kapelle, wo sie die gestrige nächtliche Erscheinung gehabt hatte;

dort warf sie sich abermals an den Stufen des Altars nieder, und flehte Gott um seinen Beistand an. Neu gestärkt und getröstet hüllte sie sich in ihr Pilgerkleid, und als der Seiger die zehnte Stunde schlug, öffnete sie das kleine Hinterspörtchen, und schon war der alte Reisegefährte gegenwärtig und bedeutete ihr, daß der Köhler Max mit dem beschriebenen Blatt bereits zu dem Eremiten Hermann gegangen sei. — »Gott sei mit uns,« sprach Marie, und beide traten nun die Reise an.

Die ganze Nacht wanderten sie fort, gegen der Morgendämmerung waren sie am Fuße des St. Gotthard angelangt, wo sie in der Hütte eines Landmannes einsprachen, um sich durch etwas Ruhe und Labung zu stärken. Aber da kein Führer zu finden war, da alle Männer auf den nächsten Markt gegangen waren, so erkundigten sie sich nochmals genau nach dem Wege, und traten endlich, da allmählig die Morgennebel entschwanden, ihre weitere Wanderung an. Je höher sie kamen, desto unwirthbarer und gefahrvoller wurde der Weg; hier gähnten ihnen halb mit Schnee bedeckte Abgründe entgegen, dort mußten sie kaum fußbreite Wege neben himmelhoch emporstarrenden Felsenmassen zurück-

legen, da mit Lebensgefahr über Bergwässer setzen, welche sich einen Weg durch das Eis gebahnt hatten. Ihre Kräfte ließen nach, sie wußten, wie gefährlich es sei, in den Schneefeldern zu ruhen, aber sie waren so ermüdet, daß sie nicht mehr weiter schreiten konnten. Mit dem Rücken an eine Eiswand gelehnt, nahmen sie ein kleines Mahl ein; immer mehr schienen ihre Kräfte abzunehmen, mit bleierner Hand drohte der Schlaf ihre Augen gewaltsam zu schließen, nur einsylbig sprach der Alte mehr. — *M a r i e* bot alles auf, ihn zu ermuntern, aber sie selbst konnte kaum mehr die Augen offen halten, und wurde allmählig stiller; in der Maske des erquickenden Schlafes schritt neben ihnen der kalte Tod einher. Jetzt ertönte Hundegebell in ihrer Nähe, *M a r i e* hörte es, aber sie war keiner Bewegung mehr fähig.

Nicht lange darauf vermengten sich mehrere Männerstimmen mit dem Lärmen der Hunde, sie kamen näher, und machten sich sogleich an das Geschäft, die schon halb Entschlummerten und halb Erstarrten auf Tragbahren weiter zu schaffen. Wenige Augenblicke vielleicht noch, und die Unglücklichen wären nicht mehr zu retten gewesen.

Als Beide sich wieder ermunterten, als sie zurückkehrten zum gleichsam neu geschenkten Leben, fanden sie sich unter den pflegenden Händen der edlen Menschenfreunde, die dort, abgesondert von der übrigen Welt, ihr Dasein der höchsten Tugend, der Menschenliebe, opfern, und um die Rettung verunglückter Wanderer allen irdischen Freuden entsagen, um dereinst süßere ewige Freuden bei dem unendlichen Belohner alles Guten zu finden.

Mit Thränen dankten sie ihren Rettern, aber wer schildert die Freude eines dieser frommen Bergbewohner, als er von einer beträchtlichen Reise zurückkehrend, in dem geretteten Alten seinen Bruder erkannte. Für die Seligkeit dieser Umarmung, welche sie nun fühlten, ist wahrhaftig jede Sprache zu arm, und Mariens Herz, ach so lange schon von guten Menschen entfernt, thaute wieder auf wie die Blumen im erquickenden Thau.

Mehrere Tage verweilten sie hier in einer Gegend, deren Schauerlichkeit nur durch die innige Menschenliebe ihrer Bewohner gemildert werden kann — dann traten sie ihre weitere Wanderung an — der Bruder des Alten begleitete sie bis an den Fuß des Berges, wo sie gerührt Abschied von

einander nahmen, denn es lag die Wahrscheinlichkeit vor ihnen, daß sie sich in dieser Welt wohl schwerlich mehr sehen dürften. Auch Marie konnte kaum ihre Thränen zurückhalten, denn aufs neue schien wieder eine bange Ahnung ihr Herz zu erfüllen.

Da es nicht im Plane dieser Erzählung liegt, jede kleine Nebenbegebenheit aufzufassen, und selbst den unbedeutendsten Umstand in das Lange und Breite auszudehnen, um Bogen zu füllen, und mit ermüdenden und nichts sagenden faden Gesprächen zu verzieren, so sei es kurz gesagt, daß unsere beiden Wanderer endlich Worms glücklich erreichten, wo der Greis seine Schwester aussuchte, und sammt seiner Gefährtin auf das Liebreichste aufgenommen wurde. Sie war eine alte gute Frau, welche hier in einem kleinen Hause von dem Wenigen, was ihr nach dem Tode ihres Gatten übrig geblieben war, in friedlicher Stille lebte. Unendlich groß war ihre Freude, den geliebten Bruder noch einmal zu sehen, und auch das zarte jugendliche Mädchen war ihr sehr willkommen — sie beredete den Bruder, bei ihr sein

Leben zu beschließen, und räumte Marien ein mit allen Bequemlichkeiten versehenes Stübchen ein.

Zwölftes Kapitel.

Unerwartete Ereignisse.

Um nicht eines geographischen Fehlers bezüchtigt zu werden, daß unter dem Namen Worms das weit entlegene Hochstift gemeint sei, so sei hier nur mit Kurzem angeführt, daß die Reisenden sich nach der Grafschaft, oder wie einige meinen, Landschaft Worms begeben haben, welche von der gefürsteten Grafschaft Tyrol, dem Benediger-Gebiete umgeben, und voll von hohen — besonders bei den Engpässen, welche in das Etschland, Münsterthal und Engardin führen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen umgeben ist. — Dort stand ehemals ein festes Schloß, welches erst im Jahre 1639 geschleift wurde, und wo sich zu der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, des deutschen Reiches Oberhaupt aufhielt, um die seit jeher verworrenen schweizerischen Angelegenheiten mit Macht und Würde wieder in Ordnung zu bringen.

Unsere gute Marie ruhte hier von den über-

standenen Gefahren und Beschwernissen aus — sie lebte da in stiller Verborgenheit, half der guten alten Frau in der Wirthschaft, und beschäftigte sich mit verschiedenen weiblichen Arbeiten.

Freilich war das Einkommen weit geringer als die Bedürfnisse es erheischten. Mit Bedauern sah sie die kleine Summe, welche sie bei ihrer Gefangennehmung in der Georgsburg bei sich hatte, immer mehr dahin schmelzen, und als endlich der letzte Rest auf die Neige ging, dachte sie nur mit Thränen an die ihr bevorstehende Zukunft. Nur zwei Dinge von Werth besaß sie noch, die kleine silberne Statue des heiligen Ritters Georg, und den Ring, welchen ihr der junge Herzog von Cleve gegeben hatte. Von beiden trennte sie sich so unendlich schwer, denn bei der erstern widersprach ihre Andacht, sich von einem Heiligthume zu trennen, das ihr bisher immer so theuer gewesen war, bei dem zweiten aber ein Gefühl, dessen Grund sie sich selbst nicht erklären konnte. Aber es drängte sie die eiserne Noth, von einem dieser beiden Juwelen mußte sie sich trennen. Nein, sprach sie endlich, nein, von diesem meinen heiligen Schutzpatron lasse ich nicht, er hat mich so oft in meinem Glauben gestärkt, und

mit Gottes Willen aus Gefahr und Elend gerettet, er soll immer an meinem Herzen ruhen — mag alles Irdische dahin schwinden, mein Heiligthum soll mit mir zu Grabe gebracht werden. — Sie berief den Alten zu sich, und übergab ihm den Ring mit der Bitte, ihn so gut als möglich zu veräußern, den eigentlichen Werth desselben kannte sie selbst nicht.

Der Alte wandte sich an einen der nächsten Handelsmänner des Ortes, dieser besah den Ring genau, schüttelte den Kopf und fragte, welche Summe er dafür verlange, der Alte wußte nicht zu antworten, und überließ es der Willkühr des Käufers. — Dies steigerte den bereits aufgestiegenen Verdacht — heimlich sandte der Kaufmann an den Podesta, welcher die Regierung über die ganze Grafschaft führte, und seinen Sitz in dem festen Schlosse hatte. — Dieser erkannte sogleich das Wappen des Herzogs von Cleve, und es blieb kein Zweifel übrig, daß der Ring entwendet sein müsse.

Ruhig, nicht die geringste Gefahr ahnend, saß Marie in ihrem Kämmerchen, da ertönten mehrere Fußtritte die hölzerne Treppe hinauf, die Thüre wurde aufgerissen, und herein trat von Dienern

umgeben eine Gerichtsperson, und fragte, ob sie diesen Ring habe verkaufen wollen. Marie antwortete der Wahrheit gemäß. — »Schon gut, erwiderte jener, der Kauffschilling soll dir vollwichtig bezahlt werden — ergreift sie, und schleppt sie nach dem Gefängnisse.« — Die arme Marie war nur mehr halb am Leben — sie wurde in ungestümer Hast fortgerissen, unter dem Zulaufe von einer Menge Menschen fortgeführt, und nach dem Schlosse ins Gefängniß gebracht.

So schnell hatte sich ihre friedliche Ruhe wieder in den höchsten Jammer verwandelt — so umkräuseln die Bogen des ruhigen Meeres das Schiff, und bilden weithin eine unübersehbare Silberfläche — da erhebt plötzlich sich ein wüthender Orkan, und die Wellen, welche ehemals spielend das Fahrzeug umhüpften, werden zu gigantischen Ungeheuern, welche ihr Opfer zu verschlingen drohen. Mariens Seelenzustand läßt sich nicht beschreiben; wie viel hatte sie schon für die unermüdete Pflege erduldet, welche sie dem verwundeten Siegmund angedeihen ließ. Schon damals, als sie Ursache zu haben glaubte, ihn für einen Räuber zu halten, hatte Gram ihr mitleidvolles Herz erfüllt;

durch ihn, der einmal im Verdacht war, das wie konnte sie sich nicht erklären, war sie in das erschreckliche Einverständnis eines Komplottes gerathen, und jetzt war sein Geschenk für sie verderblich genug, sie in neues Unglück zu bringen. Mit bitteren Thränen nezte sie den Boden ihres Gefängnisses, in welches sie nun eingeschlossen war.

Eine lange Zeit verging, ohne daß man ihr Nahrung brachte — ohne daß sie ein menschliches Wesen sah; endlich nahte sich der Kerkermeister, ein Mann, in dessen Blicken die Grausamkeit und der Mangel alles Gefühles deutlich zu lesen war. Er bedeutete Marien, daß sie nun zum Verhör müsse, sie flehte nur um einen Trunk Wasser und eine kleine Brotrinde, um den wüthenden Hunger zu stillen — allein der Unmensch lachte laut auf; hier ist man nicht um sich zu erquicken, sprach er: sondern um dem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu Rede zu stehen — also fort, die Lüsternheit wird bald gestillt sein, wenn der Strick die Kehle zuschnüret. Diese unmenschlichen Worte schnitten durch Mariens Seele, sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen, und folgte nach der Gerichtsstube — o Himmel, wie bebte sie zusammen, als sie unter den Gerichtsbei-

sichern den Mann entdeckte, welcher sie in der Georgsbürg einkerkern ließ. — »Haben wir das Vögelchen doch endlich gefangen,« begann er, und erzählte nun die frühern Begebenheiten. Sie ist des Todes schuldig, riefen die Richter zugleich, doch sollen ihr, wenn sie nicht gutwillig bekennt, die ausgesuchtesten Martern das nöthige Geständniß entreißen.

Die arme Marie konnte nichts bekennen — sie konnte nur ihre Unschuld betheuern, man antwortete ihr mit grausamen Spott, und entrüstet gab der Obrichter den Befehl, sie nach dem Gefängniß zurückzuführen, und alles für den folgenden Tag in Bereitschaft zu halten. Beinahe leblos wurde Marie nach dem Gefängniß gebracht, wo endlich ihre Kräfte den Leiden unterlagen, und die Ärmste hilflos in Ohnmacht dahinsank.

Mehrere Stunden waren verfloßen, und ihre unverdorbene Natur trogte abermals der bereits ausgestreckten Hand des Todes — sie erwachte freilich nur zu neuen Leiden, denn lebhafter stellten sich ihrer Seele die vergangenen Ereignisse, so wie die grause Zukunft entgegen. Jetzt hörte sie die Schläßer ihres Gefängnisses rasseln. — »Heiliger

Gott! sie holen mich zur Marterbank,“ rief sie im höchsten Grade der Verzweiflung — und presste unter krampfhaften Zuckungen das Bildniß des heiligen Georgs an sich.

Die Thüre ging auf und herein trat, von Fackelträgern begleitet, ein ehrwürdiger Greis, dessen goldene Kette, welche seine Brust zierte, von einer nicht unbedeutenden Würde zeugte. — »Erbarmen, um Gotteswillen Erbarmen, ich bin unschuldig, schluchzte Marie, und stürzte im halben Wahnsinne zu seinen Füßen.« »Fasse dich mein Kind, sprach jener, und hob sie sanft zu sich empor — vertraue auf Gott, denn was der thut, das ist wohlgethan — bald wird die Friedens-Sonne die Nacht des Jammers durchblicken« — »o so übt Barmherzigkeit, und laßt mich nicht so qualvoll enden« — »Barmherzigkeit ist dir geworden, doch noch kann ich den Ereignissen nicht vorgreifen — frei bist du von Marter und Tod — deine Unschuld wird an den Tag kommen, und der Ewige, der dich schwer geprüft hat, wird nun um so reichlicher dich mit seinem Segen überschütten.«

Marie hörte nur halb diese Worte, ihr ganzes Nervensystem war zu sehr aufgereggt und erschüt-

tert, sie gleitete ohne Bewußtsein auf den Boden hinab.

Wie sie sich wieder ermannete, fand sie sich in einem reinlichen Gemach auf einem bequemen Lager. — Mehrere Frauen waren zu ihrer Bedienung bereit, und der Arzt ordnete Arzneien und überhaupt alles an, was zu ihrer Pflege erforderlich war. — Nur halben Eindruck machte dies alles auf sie, denn ihre Geistkräfte hatten nachgelassen, und ihr Körper war dem Druck einer schweren Krankheit unterlegen. — Endlich aber widerstand auch diese der widerstrebenden Kunst und Natur — sie betrat allmählig den Weg der Besserung wieder. — Matt lag sie einst auf ihrem Ruhebetto, da trat der Arzt ein, und fragte, ob sie den Anblick zweier Bekannten ertragen könne, doch möge sie sich vor jedem heftigen Ausbruche von Leidenschaft wohl verwahren — sie wünschte es — er öffnete die Thüre, und herein trat Vater Hermann, sein Anblick geß neues Leben in ihre Glieder, sie streckte die Hände nach ihm aus, und er drückte sie gerührt und herzlich an seine Brust. »Du bist gerettet, meine Tochter,« sprach er, »die Tage des Jammers sind vorüber, und nie Geahnetes steht Dir zum Lohne für Deine

Tugend und Gottesfurcht im Leiden bevor, aber noch harret Jemand, der schuldlos zu Deinem Glende beitrug, Deiner Verzeihung;“ und herein trat Siegmund im herzoglichen Schmucke — Marie schauderte bei seinem Anblicke zusammen, er aber drückte ihre Hand an seine Brust, und bat sie herzlich, ihm den Jammer zu verzeihen, den sie ohne sein Verschulden habe erdulden müssen. Marie konnte nicht sprechen, denn das höchste Staunen hatte ihre Zunge gefesselt.

Um jedoch meine Leserinnen nicht zu ermüden, sei es mir vergönnt mit kurzen Worte einige frühere Ereignisse zu berühren. Siegmund, der zweite Sohn des Herzogs, und vereinstige Erbe des Reiches, hatte sich auf Reisen begeben — lange schon hatte er mit Unwillen das Betragen der überreichen und mächtigen Ritter vernommen, welche bei den damaligen Fehdezeiten, tyrannisch die Schwächern behandelten — in ihm erwachte die Begierde, aufzutreten als ein Schützer der Tugend und Rächer des Unrechtes. Bald war es ihm gelungen, unter den edleren Rittern einen Bund zu errichten, doch war die strengste Vorsicht nothwendig, um nicht auf eine Spur zu kommen, damit von den

Bösen nicht vorgebeugt werden konnte, den Arm der Rächer zu hemmen. — Es gelang ihnen meisterlich, denn alle böse gesinnten Machthaber zitterten vor der Hand der unsichtbaren Bestrafer. — Geschäfte riefen ihn endlich aus dieser Gegend, er mußte sein angefangenes Werk in guten Händen, und wollte sich eben zur Reise anschicken, als er die Ereignisse auf der Georgsburg vernahm. Schrecken über Mariens Schicksal durchzitterten ihn, er suchte den Vater Herrmann auf, um sich bei ihm Rathes zu erholen. — Gerade um diese Zeit war der Köhler Mar mit dem Zettel eingetroffen, welchen Marie vom Stifte gesandt hatte. Nun ist kein Augenblick zu verlieren, sprach Herrmann, wir müssen nach Worms zum Hoflager des Kaisers, um die verfolgte Unschuld zu retten. Sie förderten ihre Reise nach Kräften. An dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, erfuhren sie sogleich die Geschichte von Mariens Gefangennehmung, welche ganz Worms beschäftigte. — Sogleich eilte Siegmund zu seinem Vater, der so wie mehrere Fürsten sich eben am Hoflager befand. Herrmann aber wußte es dahin zu bringen, daß er Zutritt zum Kaiser selbst erhielt. Er mochte ihm Wichtiges zu verkünden ge-

habt haben, denn länger als eine Stunde verweilte er im Gemache des Monarchen, und sogleich wurde Marie, welche eben ohnmächtig vor dem alten Herzog lag, aus dem Gefängniß getragen, und der Pflege einer Hofdame übergeben; der Greis aber, welcher für sie den Ring hätte verkaufen sollen, wurde nebst einem reichlichen Geschenke ebenfalls seiner Haft entlassen.

Von allen dem konnte Marie nichts genaues erfahren. Herrmann wiederholte ihr nur den süßen Trost, daß nun ihre Leiden zu Ende wären, und daß sie bald eines ruhigen und glücklichen Lebens genießen werde. Auch Siegmund kam oft zu ihr, und stets erfüllte sie seine Gegenwart mit hoher Freude, doch ließ es ihre Unschuld und Tugend nicht zu, einen Blick in ihr Inneres zu thun, um den Grund dieser Freude zu erforschen.

Sie war bereits gänzlich hergestellt, als der Kaiser Anstalten zu seiner Abreise machte, und Marien bedeutet wurde, sich bereit zu halten, diese Gegend zu verlassen. Mit nicht geringem Befremden vernahm sie den Befehl des Kaisers, daß sie jedoch vorher noch vor seinem Throne erscheinen sollte. An dem hierzu bestimmten Tage wurde sie

durch die ihr bekannte Hofdame, welche sie dazu herrlich schmücken ließ, nach dem Audienzsaale mit pochendem Herzen geführt. Auf seinem Throne saß des Reiches Oberhaupt von Fürsten und Großen umgeben. Mit schuldiger Ehrerbietung nahte sich *M a r i e*, im Gefühle ihrer reinen Tugend, dem erhabenen Gebieter; er beugte sich huldvoll zu ihr herab, befahl ihr aufzustehen, und erlaubte ihr die Hand zu küssen. Gütig und väterlich waren die Worte, welche er mit ihr sprach; als er sie endlich gnädig entließ, stellte sie *S i e g m u n d* seinem Vater vor. — Seid mir herzlich willkommen, arme Leidende, sprach der silberhaarige vor Alter zitternde Herzog — mein Sohn ist Euch großen Ersatz schuldig für Eure Leiden, und es wird von nun an seine Sorge sein, Euch dafür zu entschädigen. Ich kann zwar vor der Hand weiter nichts, als Euch dazu Glück wünschen, daß der allmächtige Gott so wunderbar Eure Unschuld an den Tag kommen ließ. Vertrauet so wie bisher auf ihn, und Ihr werdet stets seinen reichsten Segen erndten. — Ich aber nehme Euch besonders in meinen herzoglichen Schutz, und freue mich, ein so liebes frommes Kind meine Tochter zu nennen. — Thränen der Rührung traten

in Mariens Augen, aber ihre Verlegenheit mehrte sich, als auch die übrigen Fürsten und Großen des Reiches herzutraten, ihr, als ob sie ihnen ebenbürtig wäre, die Hand zum Gruß boten, und dieser ihre Tugend, jener ihre Schönheit lobte. Mit hochgerötheten Wangen verließ sie den Saal, und war froh, endlich in ihrem Gemache ausruhen zu können.

Der Tag der Abreise rückte heran. Marie staunte, als sie sah, daß sie im Gefolge des alten Herzogs und seines Sohnes reisen mußte. — Sie wurde wie eine Dame des ersten Ranges behandelt, und hatte ihre eigene weibliche Bedienung. Bergewens fragte sie Vater Hermann, welcher auch in ihrem Gefolge war, um verschiedenes; seine Antwort war: »Noch ist es nicht an der Zeit, gänzliche Enthüllung zu leisten, doch bald wird Dir alles klar werden.« Mit möglichster Bequemlichkeit wurde der Weg über den St. Gotthard zurück gelegt, und noch mehr staunte Marie, als sie sah, daß der Herzog den Weg nach der Georgsburg einschlug.

Dort hatte während dem sich Manches ereignet. Ritter Arthur hatte das Erbfräulein Isabella endlich dahin gebracht, ihm ihre Hand zu reichen.

Hagemund war hoch entzückt, seinem Neffen das reiche Erbe zuwenden zu können — die Burg wimmelte von Gästen, denn schon am kommenden Tage sollte die Vermählung gefeiert werden — weit hinab ins Thal schallten die Trompeten und Pauken, und eben wollte die zahlreiche Gesellschaft zur glänzenden Tafel gehen, als der Thurmwächter mit Gewalt in seine Horn stieß, und ein großer Zug von vornehmen Gästen gemeldet wurde. — Ritter Hagemund eilte selbst auf den Balkon, und staunte nicht wenig, als ihm die Ankunft des gebietenden Herrn von Cleve und seines Prinzen bekannt gemacht wurde. Sogleich rollte die Zugbrücke nieder, und das zahlreiche Gefolge betrat die Burg. Hagemund führte selbst die erlauchten Gäste nach dem Tafelsaale — aber wie ein Blitzstrahl durchzuckte es Isabellen, als sie von der Hofdame und Vater Herrmann begleitet Marien im gräßlichen Schmucke eintreten sah. — Hagemund befahl sogleich die silbernen Willkommungsbecher zu füllen, die Trompeten schmetterten, aber der alte Herzog verbat sich noch vor der Hand diese Ehrenbezeugungen. — Ich habe vorher noch, sprach er, ein wichtiges Geschäft abzu-
thun, und ersuche Ritter Hagemund mit noch

ein paar ehrsamten Rittern als Zeugen, mich nach dem Gewölbe zu begleiten, in welchem die Statue des heiligen Georgs steht. Alle staunten, doch mußten sie sich wol dem Wunsche des hohen Gastes fügen. Vorher beehrte Herrmann noch von Marien das kleine silberne Bildniß des heiligen Georgs, sie langte es aus ihrer Brust hervor, und der Eremit öffnete rückwärts einen kleinen Schuber, und langte einen silbernen Schlüssel hervor.

Die Gesellschaft begab sich nun mit Fackeln nach dem Gewölbe — hier schob Herrmann ein Stück von dem Faltenwurf am Mantel des Heiligen zurück, und es zeigte sich ein kleines silbernes Blättchen, in welches der Schlüssel genau paßte, eine Lade ging hervor, in welcher mit großen Siegeln behangene Urkunden lagen. — Diese wurden nun herausgenommen, und alles wieder sorgfältig verschlossen — der Zug ging nach dem Tafelsaale zurück — hier öffnete des Herzogs Kanzler und der Burggeistliche die Rollen, und es fand sich, daß Isabellens Vater sein ganzes Besizthum mit allen Rechten und Gerechtsamen an den Grafen Hallwig verkauft habe. Dieser Graf wurde, ehe er noch von seinem Eigenthumsrechte Gebrauch ma-

hen konnte, in die Acht erklärt, seine Feste bestürmt, er sank unter den Schwertern seiner Feinde, und seine Burg wurde von den Flammen bis auf den Grund zerstört; der Burgherr der Georgsburg jauchzte vor Freude über diesen Vorfall, und verschwieg absichtlich den Verkauf dieser Güter. Aber Hallwigs Gattin, welche erst vor wenigen Tagen eines Mädchens genas, rettete dieses und die Urkunde aus dem Brande. — Sie floh, um ihre Ansprüche auf die Georgsburg geltend zu machen, aber unterwegs von Kummer und Noth gedrückt, erreichte sie der Tod in Hermanns Klause, unter schwur der Sterbenden, die Rechte des Kindes, wenn es volljährig sein würde, geltend zu machen. Ihm war jeder Winkel in der Burg bekannt, da er in früher Jugend als Knappe in derselben gedient hatte. Ihm hatte der Vogt das Geheimniß des unterirdischen Ganges, auf dem die Statue stand, welche zugleich zur Zeit der Noth dienen sollte, den Bedrängten die Flucht zu erleichtern, und den Feinden die Schätze zu verbergen, entdeckt.

Marie war daher die rechtmäßige Erbin dieser Besitzungen, der alte Herzog zeigte ein kaiserliches Handschreiben vor, daß die Acht von ihrem

Vater aufgehoben, und sie in dem Besitze der Güter bestätigt sei. — Nun trat Siegmund hervor und bat um Mariens Hand, die ihm gewährt wurde. Sein erlauchter Vater segnete das Bündniß ihrer reinen Herzen. Nur eines war noch zu berichtigen. Herrmann zog den Helfershelfer Isabellens in den Saal, und dieser erklärte, daß die Schrift, welche man in Mariens Zimmer gefunden habe, falsch gewesen sei.

Wie ganz anders hatten sich nun die Dinge in der Georgsburg gestaltet. Isabella war das eiche Erbfräulein nicht mehr — doch ferne war es von Marien, sie in Armuth hinaus zu stoßen, sie stammte ja doch aus dem Hause der Georgs-Ritter — mit Einverständnis des Herzogs leistete sie Verzicht auf das Erbe, da ihr Siegmund ohnehin einer der reichsten Prinzen im deutschen Reiche war, und Isabella bat beschämt und in Thränen um Verzeihung, mit dem ernstesten Vorsatz, sich zu bessern, und ihre Wohlthäterin stets als Muster vor Augen zu haben. Marie verzieh ihr großmüthig, der Edelknecht aber wurde den Gerichten zur verdienten Strafe übergeben.

Schon am andern Morgen traten sie die Reise

nach Cleve an. Die Statue des heiligen Georgs wurde mitgenommen, und ihr im herzoglichen Pallaste eine eigne Kapelle erbaut, neben welcher auch Vater Herrmann seine Wohnung erhielt. Arthur und Isabella ehelichten sich, sie waren zur Erkenntniß des allerbarmenden Gottes gekommen, und blieben der Tugend ergeben. Marie aber lebte unendlich glücklich unter Gottes Segen, an der Seite ihres erlauchten Gemals, und ward eine wahre Mutter ihrer Unterthanen. Vater Herrmann aber zeichnete ihre Geschichte auf zum ewigen Denkmal, wie wunderbar Gott jene Menschen schüzet, welche in ungeheuchelter Andacht auf seine Vatergüte vertrauen, und wie unendlich groß der weise Schöpfer diejenigen behandelt, deren Herzen selbst in der Zeit der schwersten Prüfungen nicht von der Tugend und reinen Andacht abweichen, sondern dulnd dem Willen Gottes, das Ende ihrer Leiden anheim stellen, der immer da am ersten hilft, wo die Noth am größten ist.
